Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 11/13 — Gotha, 20. März 1924 — 38. Jahrgang

Inhalt: Die Partei der Guten — Ein neu entdecktes Leben Jesu (Plooy-Harris) — Herrmanns Dogmatik. § 30. Das Weltganze. Seiner Vorlesungen neunzehntes Stück — Das Problem der Arbeitszeit — Das württembergische Kirchengesetz — Offener Brief an Herrn Pfarrer Themel — Weiteres vom Fundamentalismus — Von französischer Propaganda in Amerika (Lichtenberger) — Max Thalmann und seine „Passion" — Altnordisches: Heimskringla und Olafsbuch — Bücher und Schriften: Die evangelische Mission (Frick); Die Reden Gotamo Buddhos (Neumann); Sadhu Sundar Singh (Heiler); Michael Hahn (Lang); Jézus Élete (Szimonidesz); Die Idee der Religion (Brunstäd); Kants Lehre vom kategorischen Imperativ (Buchenau); Aus der Philosophen-Ecke (Drill); Der Konflikt der modernen Kultur (Simmel); England nach dem Krieg (Picht); Mark Rutherford (Rutherford); Das Gift, das zerstört (Morel); Handwörterbuch der Wohlfahrtspflege (Karstedt); Die deutsche Dichtung von Hebbel bis zur Gegenwart (Bartels); Narren und Helden (Bonsels) — Verschiedenes: Bitte; Des Jüngers Glaubensbekenntnis; Eine Eingabe an den englischen Premierminister; Aufruf des Deutschen Protestantenvereins; Moral der Presse; Kleine Mitteilungen — Wöchentliche Chronik — Anzeigen

Die Partei der Guten

5

Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid? Luk. 9, 55

Die Kinder dieser Welt sind klüger denn die Kinder des Lichtes in ihrem Geschlecht. Luk. 16, 8

Daß die Hinrichtung Jesu ein Justizmord war, darüber ist heut alle Welt einig. Dennoch gab es damals keine Partei der Guten, die dawider reagiert hätte. Die einzige wirkliche Reaktion dagegen war das Christentum. Es hat sich aus ganz kleinen Anfängen zu einer ungeheuren Macht entwickelt. Aber ist die „Christenheit" nun heute die „Partei der Guten"? Wer wagt das zu bejahen?

Es könnte Jemand sagen: Partei, nein; aber sie ist mehr. Sie will mehr sein. Letzteres zugegeben; aber stößest du dich an dem Wort „Partei"? Es soll ja nur sagen, daß eine Aktion oder eine Reaktion — nicht dem Einzelnen und seinem Empfinden überlassen bleibt, sondern ein Teil seiner Umgebung, seines Volkes oder der Menschheit sich mit ihm zusammentut, aus diesem gemeinsamen Empfinden heraus gemeinsam zu handeln. Es ist doch das Wesentliche an der „Partei" nicht, daß man sich aus feindseliger Absicht vom Ganzen löst und skrupellos in der Wahl der Mittel Andern „Widerpart" hält. Partei ist pars pro toto, der Teil für das Ganze; weil das Ganze aus innern oder äußern Ursachen nicht selber und als solches handeln kann, tun sich Einzelne vom Ganzen zusammen zu einem Teilwesen und Teilhandeln. Wozu? Nun, „der Starke" mag ja zuweilen allein am mächtigsten sein, aber die allermeisten Einzelnen sind keine Starken und werden mächtig allein durch Zusammenschluß. Das gilt auch von den Guten. Der Segen, der vom Tun und Lassen eines Guten ausgeht, mag noch so groß sein; größer, siegreicher ist seine Wirkung, wenn die Anziehungskraft des Guten in ihm bewirkt, daß andre Gute, viele Gute sich mit ihm zusammen finden und mit ihm gemeinsam arbeiten. Und das ist Etwas, woran es uns fehlt, und woran die Guten aller Art unter uns es nur zu sehr fehlen lassen. Schuld oder Ohnmacht? Oder beides?

Ich frage noch einmal: Würden die Guten von heute zulassen, daß Jesus ans Kreuz geschlagen wird? Würden sie, nachdem es, ohne daß sie es hindern konnten — durch Überrumpelung also der Guten — geschehen wäre, einmütig und darum unwiderstehlich gegen solchen Justizmord Partei nehmen? Einzelne gewiß, auch Viele vielleicht. Ich denke an Dreyfus, an Fechenbach. Dort kam nach ungeheuerlicher Rechtsbeugung endlich die siegreiche Reaktion. Im Fall Fechenbach schweigt alles. Seis, daß Vielen der Fall nicht klar ist. Aber Stimmen, wie sie gehört wurden, konnten von den Guten in führenden Kreisen nicht überhört werden. Der Fall war unbequem. Es schien Parteisache im üblen Sinne. Ja warum bildete sich nicht alsbald eine Partei der Guten, die dem unguten Parteiwesen den Fall entriß und der guten Sache der Wahrheit und Gerechtigkeit zum Siege half?

Und so liegt uns hier gar nichts an einer neuen Parteibildung, an einer Bereicherung unsers politischen Parteiwesens um eine neue Nummer. Die Versuche, eine Christuspartei ins öffentliche Leben ein- und zur Herrin über unsre Zustände emporzuführen, werden immer mißlingen. Auch die Kirche, als organisiertes Stück Welt, kann das nicht. Alle Organisation hat hierin ihre Schranke, daß sie niemals die Güte ihrer Glieder verbürgt. Wohl aber wäre möglich ein lebendigeres Parteinehmen der rechtschaffenen Elemente für das Gute, wo offenbares Unrecht geschieht, wo sittliche Schäden sich bedrohlich auftun. Grundvoraussetzung dafür: daß eine solche Regung und Bewegung durch keinerlei Grenzen der Nation oder Religion, d. i. ihres äußeren Bestandes, sich hindern ließe. Aber die Phantasie braucht nicht gleich ins Weite zu schweifen. Denn zu stande kommen kann etwas doch nur so, daß je im kleineren Kreise Gute sich verständigen und zum gemeinsamen Ausdruck ihres Empfindens und Urteilens, also zu gemeinsamen Handeln den Sinn und den Mut haben. Sind wir Christen etwas Besonderes in der Welt, haben wir in ihr eine Mission, so sollen wir darin vorangehen. Kern, Zelle ein Jedes; Kraft und Nahrung Eines dem Andern; Leben anziehend, Leben weckend unser Ganzes, obwohl nur Teil des Ganzen; nicht in Eitelkeit, Selbstsucht und Unverstand Abbruch dem Gesamtleben, sondern dessen eigentlicher Halt. — Die Welt wird es nicht leiden? Ach, die Welt wartet ja darauf. Sie geht ja zu Grunde, wenn ihr das nicht fertig bringt, ihr Guten.

Vielleicht denkt ihr einmal darüber nach unter dem Kreuze Jesu.

„Denn dazu seid ihr berufen." R

Ein neu entdecktes Leben Jesu

Wunderbare Entdeckungen von Reliquien aus der Zeit der ältesten Kirche sind in den beiden letzten Menschenaltern viele geglückt; eine ganze griechische Bibel aus den Tagen des großen Athanasius, zwei verschiedene Handschriften der vier Evangelien in syrischer Sprache, deren Vorlagen um 250 n. Chr. entstanden sein dürften; eine Art Katechismus, der sicher älter ist als das Johannesevangelium, Sammlungen von Sprüchen Jesu (Logia) und apokryphen Evangelien, Apostelgeschichten, Apostelbriefen und Apokalypsen. Alle diese Kostbarkeiten hatten jahrtausendlang im Sande Ägyptens, in unzugänglichen Bibliotheken orientalischer Klöster, oder auch in der Schatzkammer einer Synagoge geschlafen. Heut scheint eine noch

wertvollere Entdeckung gemacht: aber in einem bereits zweimal, 1835 und 1895—8, gedruckten Buch, dessen Gegenstand eine um das Jahr 1300 geschriebene, in Lüttich aufbewahrte Handschrift ist, ein in mittelniederländischer Sprache abgefaßtes Leben Jesu. Die Philologen, die Germanisten, haben sich für jenes Werk interessiert; fast 90 Jahre sind vergangen, bis ein Theologe, der Holländer Plooy, allerdings durch eine wegweisende Bemerkung des Cambridger Professors Armitage Robinson auf die Spur gebracht, in dem anscheinend spätmittelalterlichen Buch als Grundlage die älteste Evangelienharmonie entdeckte, die des Assyrers Tatian um 170. Er selbst schon hat sie Diatessaron = Vierklang benannt, weil sie aus den vier kanonischen Evangelien durch Fortlassung der Parallelberichte und Wiederholungen wie durch Ineinanderfügung der sich ergänzenden Berichte eine übersichtlich verlaufende Darstellung von Jesu Taten und Lehren schaffen wollte. Diesen Schatz zu heben hat sich mit Plooy der in der ganzen Welt rühmlich bekannte Forscher Rendel Harris in Manchester zusammengetan; wir haben uns auf umfassende Untersuchungen und eine Reihe von Büchern gefaßt zu machen: als eine Art Programm haben sie vor einigen Monaten ein Büchlein erscheinen lassen, das hinter 85 Seiten Text auf vier hübschen photographischen Tafeln eine Anschauung von der Lütticher Handschrift vermittelt: A primitivi text of the Diatessaron. The Liège manuscript of a mediaeval dutch translation, a preliminary study by Dr. D. Plooij with an introductory note by Dr. J. Rendel Harris. A. W. Sijthoffs' uitgev. Leyden 1923.

Auf den 80 Seiten des Buches, die auf Plooy zurückgehen, wird der Leser von dem Verfasser angeleitet, an einzelnen Sätzen, Satzteilen, aber auch längeren Perikopen den Gegensatz zwischen dem Evangelientext, den L (die Lütticher Handschrift) bietet, und dem uns vertrauten oder durch das Studium bekannt gewordenen zu ermessen; zum Schluß sammelt er die Ergebnisse und begründet damit seine thetisch formulierte Anschauung von dem Urbestand und der Geschichte des tatianischen Diatessarons. L ist zwar nur eine Abschrift, aber eine dem Urexemplar ganz naheliegende, in allem Wesentlichen getreue Abschrift der noch im 13. Jahrhundert verfaßten Übersetzung eines lateinischen Diatessarons ins Mittel-dutch. Die Reihenfolge der Evangelienabschnitte — z. B. Joh. 2, 1 ff. Hochzeit zu Kana hinter Matth. 10 — verrät auf den ersten Blick die Zusammengehörigkeit dieses Levens van Jezus mit dem in vielen Handschriften erhaltenen lateinischen Diatessaron, das der Bischof Victor von Capua im Jahre 546 herstellte (hier liegt die Urschrift selber in dem berühmten Codex Fuldensis [V] uns noch vor), in dem wir durchweg den Text der erst 382 von Hieronymus in Rom auf päpstlichen Wunsch ausgearbeiteten lateinischen Vulgata finden. Aber L geht schon in der Anordnung nicht immer die gleichen Wege wie V; Luk. 1, 1—4, womit V beginnt, läßt er fort; den Einzug Jesu in Jerusalem Matth. 21, 1 ff. erzählt V ungefähr da, wo wir ihn erwarten würden, hinter der Heilung der beiden Blinden von Jericho; in L dagegen steht die Blindenheilung in Kap. 157, der Einzug erst in Kap. 187 hinter dem gesamten Inhalt von Matth. 22 bis 25, sogar hinter der Salbung Jesu in Bethanien — im kühnsten Widerspruch zu den Berichten aller vier Evangelisten. Nun war zwar längst bekannt, daß nicht alle lateinischen Diatessaron-Exemplare die Reihenfolge Victors bewahrt haben; eine von Vogels untersuchte Gruppe ist sogar zu der unverdienten Ehre gelangt, mit ihrer grob reaktionären Tendenz, die mit allen Kühnheiten aber auch mit aller Kunst Tatians bricht, für älter als V genommen zu werden. Aber bei L weicht nicht nur die Ordnung der Abschnitte stärker als bei V von der kanonischen ab, sondern der ihm zu Grunde liegende lateinische Text ist gar nicht der der Vulgata, sondern ein vorhieronymianischer, meist ein in allen oder doch in mehreren Exemplaren der sogenannten Itala bezeugter. Statt die Eltern Jesu Luk. 2, 27. 41 (43) lesen wir Joseph und Maria, statt ihren erstgeborenen Sohn Luk. 2, 7 ihr Kind — Matth. 1, 25 wird ganz gestrichen! —; in der Parabel von den ungleichen Söhnen Matth. 21, 28—32 wir gegen Vulgata der Neinsager an den ersten Platz gerückt. Da nun nichts unglaublicher ist, als daß ein Christ nach Victors Zeit, wo in der gesamten lateinischen Welt der Vulgata-Text den alten verdrängt hatte, Victors Diatessaron gleichsam italifiziert hätte, bleibt lediglich der Schluß übrig, daß Victor vielmehr die umgekehrte Arbeit getan hat: ein Diatessaron mit Italatext hat er vulgatifiziert und damit den kirchlichen Kreisen mundgerecht gemacht. Der von L benutzte Lateiner ist somit älter als V, sogar viel älter: mag man auch nach 400 noch altlateinische Bibeltexte abgeschrieben haben, wenn ihre Vorlagen in Gefahr gerieten zu zerfallen, so hat man schwerlich mehr ein neues Buch, wie eine Evangeliumharmonie, aus veralteten Quellen mühsam komponiert.

Ist somit der vorhieronymianische Ursprung dieses L-Lateiners beglaubigt, was hindert, ihn als die erste Übertragung des tatianischen Diatessarons ins Lateinische in Anspruch zu nehmen? Gewiß nichts; denn angesichts des Schweigens aller lateinischen Kirchenschriftsteller von einem lateinischen Diatessaron und angesichts der Ratlosigkeit, mit der der doch nicht ungelehrte Bischof Victor seinen Fund besah, ist es untunlich, an mehrere, miteinander konkurrierende Ausgaben eines lateinischen Diatessaron zu denken. Plooy glaubt denn auch, ein Bedürfnis nach einer lateinischen Evangelienharmonie, nachdem einmal die abendländische Kirche mit den vier vollständigen Evangelien versehen war, sich nicht mehr recht vorstellen zu können, und plädiert für Abfassung der L-Vorlage im zweiten Jahrhundert n. Chr. noch bei Lebzeiten Tatians: womit ja der Boden für Korruptionen und Interpolationen zwischen Tatians Werk und unserm neuentdeckten Lateiner sehr eng begrenzt wäre. Die Frage wäre rasch entschieden, wenn — wir den echten Text Tatians noch besäßen. Aber der ist verloren, und trotz der ungemeinen Mühe, die viele Gelehrte seit Theodor Zahns grundlegenden Forschungen von 1881 an dies Problem verwendet haben, ist noch nicht einmal festgestellt, ob Tatian sein Diatessaron nur syrisch hergestellt hat, oder ob es ursprünglich eine wissenschaftliche Arbeit war, die er in der Sprache der damaligen Wissenschaft — gleich seinen anderen Werken — griechisch abfaßte, die er aber nachher auch seinen syrischen Landsleuten zugänglich machte, jetzt mit einer Änderung des Zweckes, nämlich um ihnen, die bisher ganz von Griechen abhängig geblieben waren, wenigstens das Evangelium in gekürzter Form in ihrer Muttersprache darzureichen. Ich halte diese, von Erwin Preuschen vertretene Ansicht für die wahrscheinlichere; beweisen läßt sie sich nicht, da keine Spur des griechischen Diatessarons auf uns gekommen ist. Das argumentum e silentio darf auch hier nicht überschätzt werden; Tatians Name geriet bei den Griechen früh in Mißkredit; darunter mag das an sich ganz ungefährliche Buch des „Ketzers" gelitten haben.

Die Syrer bewahrten dem Diatessaron ihre Anhänglichkeit; bis ins 5. Jahrhundert hinein haben sie es in ihren Gottesdiensten ausschließlich gebraucht, trotzdem schon um 250 syrische Ausgaben der getrennten Evangelien, übrigens in offenkundiger Abhängigkeit von einem Diatessaron-Texte, in Verkehr gesetzt wurden; aber vom 5. Jahrhundert an hat die offizielle syrische Bibel, die sogenannte Peschita, die älteren Bibeln, mehr und mehr von Westen nach Osten fortschreitend, verdrängt. Von dem syrischen Diatessaron ist kein Exemplar gerettet worden; nur eine um 1000 von einem gelehrten Nestorianer veranstaltete arabische Übersetzung ist vorhanden. Der hinter ihr liegende spät-syrische Text ist weit von dem ursprünglichen entfernt, einmal durch Annäherung an den Wortlaut der Pe-

schita im Einzelnen, sodann durch Auffüllung von Evangelienstoff, den Tatian ausgelassen hatte, nun natürlich einfach aus der Kirchenbibel. Verhältnismäßig verläßlich dürfte in dem Araber demnach nur die Reihenfolge der Evangelienabschnitte erhalten sein. Jener Prozeß der Emendation des Urtatian in Umfang und Wortlaut hat aber nicht erst um 450 begonnen; was an Zeugnissen bei syrischen Kirchenschriftstellern, die das Diatessaron benutzten, sei es in gelegentlichen Zitaten, sei es bei fortlaufender Erklärung der Evangelischen Geschichte, aufgetrieben worden ist, offenbart das frühe Einsetzen solcher Entwicklung, zuerst unter dem Einfluß griechischer Evangelien, die den gebildeten Syrern ja nicht unbekannt bleiben konnten, später unter dem der Peschita. Das Unglück will, daß der wichtigste Kommentar zum Diatessaron, den Ephraim Syrus um 365 verfaßt hat, nur in armenischer Übersetzung erhalten ist, so daß sich oft der genaue Wortlaut seiner syrischen Grundlage nicht angeben läßt. Zweifellos ist aus Tatian sehr Vieles in die alt-syrischen „Getrennten", den sogenannten Sinaisyrer und den Curetonianus, auch noch (mannigfach vermittelt) in die Peschita hinübergelangt; aber als sichere Größen können wir solche vermutlichen Tatianea nur in den wenigen Fällen in Rechnung stellen, wo das Evangelienzitat eines Syrers alter Zeit die Echtheit erhärtet.

Aus dem Gesagten wird erhellen, welch außerordentlichen Wert ein Fund besäße, der, wie Plooy und Harris versichern, geeignet ist, diese Lücke zu schließen, wenn wir in dem Lateiner Ls eine uralte und treue Version des tatianischen Diatessarons besäßen. Darauf, ob diese Übersetzung unmittelbar aus dem Syrischen geflossen ist, oder aus einem mit dem Syrer gleichlautenden griechischen, scheint mir nicht allzuviel anzukommen. Die genannten Gelehrten haben meines Erachtens ihre Konstruktion verhängnisvoll belastet mit der an sich so ganz unwahrscheinlichen Hypothese, das erste lateinische Evangelienbuch — eigentlich schon nicht mehr das erste, wenn doch Marcion seinen Lukas bereits auch in lateinischer Sprache verbreitete — sei direkt aus dem syrischen Idiom übertragen worden, obwohl die römische Kirche seit 100 Jahren auch schon lateinischen Mitgliedern das Wort Gottes griechisch verkündigte. An anderer Stelle *) habe ich die Gegengründe gegen solche Vorstellung auseinandergesetzt; die oft wörtliche Übereinstimmung zwischen dem neuentdeckten lateinischen Diatessaron und den altlateinischen Evangelien erklärt sich caeteris paribus einfacher, wenn der Exzerptor der Jüngere ist und nicht die die ganzen vier Evangelien aus dem griechischen Urtext übertragenden Italer und Afrikaner. Aber für uns genügt es, die Möglichkeit anzuerkennen, daß jene Lateiner, gleichviel ob er eine gute griechische Ausgabe von Tatian, oder die syrische benutzte, durch selbständige und solide Arbeit uns ein getreues Konterfei des alten Diatessaron geliefert hat. Und Vieles scheint diese Möglichkeit zu empfehlen. Die Reihenfolge Ls ist in allem Wesentlichen die für Tatian bereits vermutete, sie widerspricht ihm nirgends; und im Wortlaut herrscht eine auffallende Übereinstimmung zwischen Beiden, denen sich häufig sogar die Vulgata unerwartet als Partner zugesellt.

Allein dies zweite Moment verliert beinahe alles Gewicht, wenn wir uns erinnern, daß Tatian ja jahrzehntelang in Rom als christlicher Lehrer tätig gewesen ist, seinen Bibeltext also wohl dorther bezogen hat, und daß die Übereinstimmung in der Textüberlieferung zwischen Syrern und Abendländern im Gegensatz zu der Hauptmasse der Griechen eine ebenso anerkannte wie merkwürdige Tatsache ist. Da diese Übereinstimmung sich nicht etwa auf die Diatessaron-Bestandteile beschränkt, sondern in ganz gleichem Maße für alle vier Evangelien gilt, gerade auch für den von Tatian vernachlässigten Markus, so bleibt gesichert vor Plooys Thesen an diesem Punkte nur das Eine, daß der neuentdeckte Lateiner die Reihenfolge des Urdiatessaron noch reiner als Victor bewahrt hat, aller Wahrscheinlichkeit nach ohne jede Veränderung. Sein Wortlaut würde ähnlichen Wert erst erhalten, wenn er in Partien, wo wir aus den Syrern ganz bestimmte Tatianismen erheben konnten, d. h. Formulierungen, die sonst nirgends bezeugt sind, aber um so besser zu dem Charakter des Tatianischen harmonistischen Werks passen, sich als Einziger noch zu Tatian stellte. Das Gegenteil ist der Fall. — Wird sonach diese Hoffnung enttäuscht, so darf der Schaden doch nicht übertrieben werden. Uns ist an dem echten Evangelientext, d. h. an dem von den Verfassern der vier Bücher niedergeschriebenen, unendlich mehr gelegen als an den wenn auch originellen Umgestaltungen, die Tatian mit jenen vorgenommen hat. Und da, wo er nichts änderte, sondern nur wiedergab, was er in Rom zu lesen gewöhnt war, sind wir ja nicht auf sein Zeugnis in erster Linie angewiesen; dieser abendländische Text liegt uns auch sonst in einer Fülle alter Handschriften vor. Gewiß würde in manchem Fall, wo sie einander widerstreiten, Tatians Text den Ausschlag für oder wider geben können, aber immer nur für einen römischen Evangelientext von etwa 170 n. Chr. —, und daß dieser trotz seines Alters schon vielfache Verderbnisse erlitten hatte, kann selbst große Voreingenommenheit nicht leugnen.

Gewonnen haben wir mithin in dem Lateiner von L nur einen schlechthin sicheren Zeugen für die Existenz einer lateinischen Übersetzung von Tatians Diatessaron vor Hieronymus; ob der Bibeltext dieses Zeugen unmittelbar aus einer fremdsprachigen Vorlage geschöpft oder nach ihren Randnoten, die die Quellenstellen bei jedem Stück genau angegeben haben werden, aus der dem Verfasser zur Verfügung stehenden lateinischen Evangelienhandschrift, die er sorgfältig nachschlug, herausgeschrieben worden, und ob solche Arbeit im zweiten, dritten oder vierten Jahrhundert n. Chr. vollzogen ist, bleibt späterer Prüfung vorbehalten.

Der Verzicht auf weitgehende Erwartungen für den echten Evangelientext wird uns nun aber leicht gemacht, wenn wir den Charakter der deutschen Übersetzung Ls uns vergegenwärtigen. Sie ist nichts weniger als wortgetreu; ihr Hauptreiz besteht sogar in der ungewöhnlichen Freiheit, mit der der Verfasser seinen Text verdeutscht, ihn umgießt in die seiner Sprache und seinem Volksgefühl angemessene Form. Manchmal streift er die Gefahr, zu paraphrasieren statt zu übersetzen; im allgemeinen trachtet er doch nicht nach vielen Worten, sondern ist darauf bedacht, klar, unzweideutig und anschaulich wiederzugeben, was er in seinem Lateiner vorfand. Daß ein so orientierter Dolmetscher diejenigen enttäuschen muß, die von ihm erfahren möchten, welche lateinischen Worte er gelesen hat, liegt auf der Hand: er läßt ebenso unbedenklich das ihm überflüssig Dünkende fort, wie er Worte, Satzteile, ja ganze Sätze einfügt, um ein klares Bild zu besorgen: es ist ein schwerer Fehler, wenn L „seine Hand auflege" schreibt, daraus zu schließen, Tatian habe zu „Hand" ein „seine" hinzugesetzt. Andrerseits wächst unsre Freude an diesem Produkt des ausgehenden 13. Jahrhunderts beträchtlich, wenn wir dort einen neuen Geist sich offenbaren sehen, der uns so garnicht mittelalterlich und scholastisch anmutet. Man muß die oft ratlose Buchstäbelei der meisten Bibelübersetzer vor Luther bedenken, wenn man die Lebenskraft würdigen will, die sich in ein paar hier beigegebenen Beispielen offenbart. Luk. 17, 31 nicht: wer auf dem Dache ist, sondern: sitzt; V. 34 nicht: in einem Bett sein, sondern: schlafen; V. 37 nicht: Herr wo? als Frage, der Jesus die Antwort erteilt: Wo ein Aas ist, da sammeln sich auch die Adler, sondern: seine Jünger fragten ihn, wohin die fahren würden, die aufgenommen werden, und er antwortete ihnen also: Wo der Leib sein

*) Journal of Biblical Literature vol. 43 (1924). [Deutsch. D H]

wird, da werden sich die Aare versammeln. Ob L den Leib hier nicht ganz anders deutet, als Jesus es wollte, und nicht minder die Adler, ist eine Frage für sich; jedenfalls hält er den Leser nicht mit einer zweideutigen Übersetzung hin. Matth. 24, 31 heißt es von Noahs Zeitgenossen: und sie erkannten (begriffen) nicht, bis die Sintflut kam. Luther: und sie achtetens nicht, L: und sie dachten sich nichts Arges. Luk. 9, 55: weß Geistes ihr seid; L: mit wessen Geist ihr gezeichnet seid. Luk. 2, 48 fragt Maria: Sohn, was (warum) hast du uns so getan? L: Liebes Kind, warum hast du dies getan. Matth. 10, 25: Hießen sie den Herren Beelsebur, was Wunder, daß (statt: um wie viel mehr) sie seine Knechte ebenso hießen! Joh. 12, 19: daß wir nichts ausrichten; L: und alles, was wir tun, es tuts nicht. Luk. 9, 41: Wie lange soll ich bei euch sein und euch dulden? L: Wie lange soll ich bei euch sein, wie lange soll ich eure Lahmheit ertragen! Luk. 10, 40: Martha tummelte sich in vielfacher Dienstleistung; L: Martha ging eifrig hinters Haus, um die Herberge geziemend zu bereiten. Statt: gichtbrüchig sagt L Luk. 5, 18: der durch die Gicht alle seine Glieder verloren hatte. Luk. 6, 6: dessen rechte Hand verdorret war, L: dessen rechte Hand verdorret war, so daß er damit nicht mehr arbeiten konnte. Mark. 5, 26 von der Blutflüssigen, die all ihre Habe an die Ärzte verausgabt hatte; Luther: „und half ihr nichts, sondern vielmehr ward es ärger mit ihr", L: je mehr sie gab, um so übler hatte sies (so sie meer gaf, so si weers hadde). Farblose Ausdrücke wie: die Flut nahm sie dahin, und: das Feuer brachte die Sodomiten um, müssen bei ihm drastischen weichen: verbrannte, ertränkte sie, Zachaeus „klettert" auf den Maulbeerbaum, die Samariterin „läuft" in die Stadt zurück. Ein unbestimmtes Subjekt findet L unerträglich; „ein Mensch" oder „die Leute" müssen einspringen, wo er nichts Besseres weiß; sonst wiederholt er lieber viermal ein Jesus vor „er sagte" und zu den „Pharisäern" statt „zu ihnen", sogar Matth. 19, 5 als Beleg seiner Aufmerksamkeit und Bibelkenntnis „und Adam sagte", wo der Evangelist gewiß nur an Gott als Sprecher gedacht hatte.

Ein Übersetzer von diesem Typus kann uns natürlich wenig helfen bei der Rekonstruktion eines syrischen Grundtextes, von dem er eine gute lateinische Übersetzung benutzt haben mag: verkennen wir das, so laufen wir Gefahr, mit Plooy die Eigentümlichkeiten des Niederländers, trotzdem keine von ihnen in den nachweisbaren Überbleibseln von Tatians Diatessaron sich uns etwa aufdrängt, willkürlich auf Tatian überzuschieben. Neben einigen irrigen Behauptungen Franz Joseph Mones, des eigentlichen Entdeckers der Lütticher Handschrift, aus dem Jahre 1837 steht eine unerschütterliche: „Was dem Werk Bedeutung gibt, ist seine Selbständigkeit ..., es steht dieses Leben Jesu als ein selbständiges der niederländischen Prosa höher als die vielen Erbauungsbücher, die gewöhnlich als treue Übersetzungen einem lateinischen Texte folgen."

Der Unbekannte von etwa 1275 fesselt unser Interesse indeß nicht nur durch seinen Geist, er hat auch Kraft erwiesen, merkwürdige Erfolge gehabt. Eine Reihe von Handschriften, die sein Werk enthalten, sind neuerdings bekannt geworden, eine Stuttgarter von 1332, eine aus dem Haag von 1473, eine in Hannover (15. Jahrhundert), eine in Cambridge, die Priebsch sogar für gleich alt wie die Lütticher erklärt. Plooy scheint noch mehrere zu kennen. Aber was er unbeachtet gelassen hat: es hat auch schon im 14. Jahrhundert eine mittelhochdeutsche Ausgabe dieser Übersetzung gegeben; ein Münchener Kodex von 1367 enthält sie; in Zürich liegt ein Exemplar derselben Ausgabe, und ein Abschnitt aus ihr, die Passionsgeschichte, wird in dem Evangelienbuch des Matthias von Beheim 1343 mitgeteilt; der Verfasser scheint das ganze Werk auch schon zur Korrektur seiner eignen Übersetzung herangezogen zu haben. Keine dieser Ausgaben stimmt genau mit einer anderen überein; allen gemeinsam ist die Neigung, sich näher an den Vulgata-Text anzuschließen; der Hochdeutsche in München steht in Freiheiten der Umschreibung dem Text von L noch viel näher als der Niederländer in Stuttgart: wie hat W. Walther sein glänzendes Deutsch bewundert, der nicht ahnte, daß der Hochdeutsche sein bestes lediglich dem niederländischen Vorgänger verdankt. Eine hochinteressante literargeschichtliche Aufgabe ist damit gestellt: einen Stammbaum dieser verschiedenen Glieder zu entwerfen: keins von ihnen, so scheint es, ist lediglich Abschreiberwerk, alle haben ihre Eigenindividualität: es ist, als ob die neue Energie, die der niederländische Verfasser im 13. Jahrhundert in die Welt gebracht hat, sich in gewissem Maß doch auch auf die vererbte, die, weil sie vor seiner Kühnheit Bange hatten, an seinem Werk herummilderten.

Und das Problem wird noch verwickelter, dadurch noch anziehender, daß die Lütticher Handschrift, die Plooy im Grunde mit der Übersetzung selber gleichwertig erachtet, auch schon eine Geschichte hinter sich hat. Nicht nur an einer Reihe von Auslassungen leidet sie, die sich durch ein Abirren des Auges auf eine tiefere Zeile erklären, sie ist durch Interpolationen entstellt. Es geht ihr ein Prolog voran, in dem der Autor ähnlich wie Bischof Victor über Entstehung und Anlage seines Buches referiert. Hier wird uns die Fiktion aufgebunden, der Mone Glauben schenkte, der Übersetzer habe die Verbindung der verschiedenen Evangelien zu einer Harmonie selbst gemacht. Er berühmt sich dann ferner, den leider oft entsetzlich dunklen Text der Heiligen Schrift durch Anbringung von Glossen und Expositionen (längeren Exzerpten aus den Kirchenvätern zur Behebung von Anstößen und Anweisung besonders auch zu allegorischem Verständnis) beleuchtet zu haben. Dieser Zug scheint ja in das Bild des Übersetzers gut zu passen, dessen Sinn für Klarheit und Anschaulichkeit wir bewundern. Allein diese gelehrten Zusätze stehen teils schon mitten im Text, teils noch am Rande verstreut: was doch wohl dafür spricht, daß sie allmählich gewachsen sind; jeder Abschreiber und Besitzer oder Benützer einer Handschrift war froh, wenn er aus seiner Lektüre jenen Apparat vergrößern konnte. Einiges Wenige von diesen Zitaten ist auch in anderen Handschriften stehen geblieben, das macht es unwahrscheinlich, daß die Ausmerzung aller menschlichen Zutaten und die Herstellung eines reinen Gotteswortes von ihnen grundsätzlich vorgenommen wurde. In den Handschriften fehlt der Prolog bisweilen, bisweilen findet sich eine kürzere Form desselben: die natürlichste Annahme ist, daß er zu der Übersetzung später hinzugeschrieben worden ist von dem Kinde eines anderen Geistes, das die in den Glossen steckenden Dosen von Scholastik nötig hatte, um den beliebt gewordenen jungen Wein zu vertragen. Die Hand des Nachgeborenen, der mit der Lüge des Prologs dann doch wenigstens nicht eignem Ruhm nachjagt, glaube ich auch in dem Text von L wahrzunehmen, wo er von einem Kapitel zum andern überleitet, gelegentlich auch wohl bei Übergängen mitten in einem Kapitel: die schematische Breite, mit der er hier verfährt, kann ich dem vorhin geschilderten Übersetzungskünstler nicht zutrauen. Z. B. Kap. 199: „Darnach kontinuiert Jesus seine Materie und sagt also"! Unmittelbar vorher geht die Bemerkung zu den Wort vom Nichtwissen des Sohnes und der Engel Mark. 13, 32 f.: „Dies Wort von dem Sohne exponiert die Glose eines heiligen Mannes, der Hilarius hieß, die sagt also"! Oder Kap. 204: „Da sprach Jesus noch weiter und sagte also." Einiges von diesen Geschmacklosigkeiten ist ja auch in anderen Handschriften erhalten, kann sonach nicht erst von dem Schreiber des Lütticher Manuskripts herrühren. Die Depravation durch vermeintliche Bereicherung hätte demnach sehr früh nach der Entstehung unsers Werks eingesetzt, und L kann nicht als Normaltypus gelten, so gewiß er in seinem Hauptbestand volles Vertrauen verdient. — In einer Gruppe der Handschriften — niederländische und hochdeutsche! — ist dem Diatessaron eine Perikopentafel angehängt und Vorsorge getroffen, daß der fromme Besitzer die Perikopen leicht in seiner deutschen

Harmonie nachzuschlagen und während des Gottesdienstes mitzulesen vermöge. Weil nun die Geschichte von der Heilung des Blinden zu Bethsaida Mark. 8, 22—26 zu den Perikopen gehörte, aber ins Diatessaron nicht aufgenommen worden war, hat man sie in jener Gruppe hinter dem Schluß des Ganzen nach dem Vulgatatext, aber in nicht ungeschickter Übersetzung angeschoben; weil die Perikope von dem (oder den beiden) Blinden bei Jericho im Perikopenregister aus Luk. 18 entnommen war, gestaltet diese Gruppe den Text hier unter auffälliger Bevorzugung des Lukas, während in L Matthaeus im Vordergrunde bleibt! Ich erwähne dies, um auf das Bedürfnis hinzuweisen, das unser „Leben Jesu" befriedigen wollte; der Laie — eine der oben genannten Handschriften ist denn auch von einer Frau geschrieben — sollte instand gesetzt werden, selbständigen Anteil an den gottesdienstlichen Handlungen zu nehmen, mindestens bei den Lektionen aus der Bibel nicht mehr bloß den Anhörer unverstandenen Lateins zu spielen. Auf ängstliche Genauigkeit nahm man dabei kein Bedacht; fast nie stimmte der Diatessarontext zu dem aus einem Evangelium vorgelesenen Stück in der Messe. Aber man wollte ja auch nicht Buchstabentreue, sondern nur sich des Sinns vergewissern. Natürlich hat Niemand das Evangelienbuch dann bloß als Nachschlagebuch betrachtet; man hat es von Anfang bis Ende wieder und wieder durchgelesen, und so gelangte Vertrautheit mit den Einzelheiten der Evangelien in weite Kreise, die keine fremde Sprache verstanden.

Blicken wir nunmehr zurück, so hat sich ergeben, daß die Entdeckung von D. Plooy nicht gerade das ist, wofür er sie hält: den Urtext des Tatianischen Diatessarons haben wir durch den Niederländer nicht wiedergefunden, höchstens zahlreiche Bestätigungen altlateinischer Lesarten im Evangelientext. Aber eine wundervolle Blume ist entdeckt, die sich 2½ Jahrhunderte vor Luthers Reformation auf mittelalterlichem Boden entfaltet hat; das Volk, zunächst das niederländische, greift zu seiner Bibel, um sie sich wirklich verständlich zu machen, und ein begnadeter Dolmetscher hat sich gefunden, der bei der Lektüre eines alten vergilbten lateinischen Manuskriptes den Mut gewann, — was er einem Bestandteil der Heiligen Schrift selber gegenüber vielleicht nicht gewagt hätte, es zu verdeutschen, dadurch die Hauptstücke des Evangeliums in kraftvoller Lebendigkeit den Laien um ihn her vorzuführen. Er hat geholfen die Bahn frei zu machen, zuerst für einen Wiclif, dann für einen Luther, weil Beide nur siegen konnten, wenn ihr Volk seine Bibel liebgewonnen hatte.

Geistesfreiheit hatte auch Tatian bewiesen, wenn er in seinem Diatessaron der Tempelreinigung in Joh. 2 einfach der der Synoptiker am Palmsonntag gleichsetzte, die Heilung des einen Blinden vor Jericho mit der der zwei Blinden hinter Jericho, wenn er den Irrtum wagt, die Salbungsgeschichte Luk. 7 mit der in Matth. 26 erzählten zu identifizieren und den Einzug Jesu auf den Donnerstag, den Tag vor Jesu Tod herabzurücken. Aber das waren Freiheiten der Wissenschaft. Der unbekannte Niederländer um 1270 hat sich unter Benutzung dieses Vorgängers eine andre Freiheit, eine religiöse herausgenommen, den Menschen seiner Zeit das Evangelium in ihrer Sprache entgegenzubringen, befreit von den Fesseln des Fremden, in einer Form, bei der nichts mehr den unmittelbaren Genuß des Göttlichen behinderte. Wenn Rendel Harris sich berechtigt glaubt, „Tatian den Vater der Reformation" zu nennen, so werden wir solchen Enthusiasmus wohl nicht aufbringen; wir verstehen ihn aber, und wollen, mit Harris, in einem unbekannten Mann an unbekanntem Ort einen Wegbereiter der neuen Ära des Christentums dankbar verehren.

Marburg Adolf Jülicher

Herrmanns Dogmatik

Sechstes Kapitel: Die Welt Gottes

§ 30. Das Weltganze*)

Für den Glauben ist die Welt anders wie für den Menschen, der Gott nicht kennt. Wenn der Glaube in uns erwacht, sehen wir eine völlig veränderte Welt (2. Kor. 5, 17). Denn der sich uns offenbarende Gott macht uns damit die Welt zu einem Ganzen. Vorher ist sie für uns eine Vielheit, die in ihrer grenzenlosen Ausbreitung uns völlig unverständlich ist. Soweit wir uns dagegen von Gott ergriffen wissen, geschieht in uns die Wandlung, daß uns die Welt ein Ausdruck seines Wirkens wird. Alle Ereignisse sind daher für den Glauben insofern etwas Einheitliches, als ihm in allen als die treibende Kraft die auf ihn gerichtete Liebe Gottes erscheint.

Diese geistige Überwindung der Welt durch die wirklich sich vollziehende innere Hingabe an Gott ist in dem ersten Satz der Heiligen Schrift ausgesprochen. Die Welt behält auch für diesen biblischen Glauben ihre geheimnisvolle Unendlichkeit. Aber als die Schöpfung seines Gottes hört sie auf, ihn zu ängstigen. Der biblische Gedanke der Schöpfung der Welt durch Gott bedeutet also nicht einen Versuch, die Welt aus ihrer Ursache zu erklären, er ist vielmehr eine Abweisung aller solcher Versuche. Insofern war das Denken des Glaubens von jeher im Besitz der Erkenntnis, zu der die Wissenschaft erst langsam im Laufe der letzten Jahrhunderte sich durchringt. Aber in der positiven Auffassung der Welt bleiben der Glaube und das wissenschaftliche Denken grundverschieden. Denn die Wissenschaft als solche kennt natürlich überhaupt kein Ganzes der Welt, sondern nur ein in Raum und Zeit grenzenloses Geschehen. Wie dagegen aus dem in uns geschaffenen Vertrauen auf Gott der Gedanke eines in seinem Dasein begrenzten Weltganzen entsteht, läßt sich in Folgendem deutlich machen:

Erstens unterscheidet doch unser Glaube die in der endlosen Zeit sich ausbreitende Welt von dem ewigen Gott. In der Sprache der sinnlichen Anschauung bezeichnet die Heilige Schrift diesen Unterschied von Gott und Welt mit dem Worte, daß Gott im Himmel ist, wovon aber schon die alttestamentliche Frömmigkeit die Vorstellung einer räumlichen Bestimmtheit abzuwehren vermochte (1. Kön. 8, 27).

Zweitens ist für unsern Glauben diese von Gott unterschiedene Welt gänzlich abhängig von ihm. Ihr Dasein ist in nichts Anderem begründet als in der Regung seines Geistes, die in dem Wort sich vollzieht (Hebr. 11, 3).

Drittens sieht der Christ in der Welt das Organ der Offenbarung Gottes (Röm. 1, 20). Er weiß sich daher überall in ihr von Gott umfaßt und ist davon überzeugt, daß Nichts in ihr die Kraft haben kann, ihn von Gott zu scheiden (Röm. 8, 39).

Viertens sieht der Christ in der Welt das Mittel für einen Endzweck, den Gott um seiner selbst willen ewig ersehen hat und durch den er **) selig ist (1. Kor. 8, 6; Kol. 1, 16). Erst durch diese im Alten Testament noch nicht hervortretende Kraft, die endlose Welt als das Mittel für einen dem Menschen verständlichen, aber überweltlichen Endzweck zu denken, wird der Gedanke eines Weltganzen sicher erfaßt und begründet.

Das Recht, so zu denken, kann aber nicht durch einen wissenschaftlichen Beweis begründet werden. Diese Gedanken des Glaubens werden immer von neuem durch ein Wirken Gottes auf uns, das den Glauben in uns schafft, erzeugt. Sie stehen daher immer im Gegensatz zu dem, was uns in dem tatsächlichen Geschehen unverständlich bleibt und erschrecken kann. Eine die Rätsel der Welt lösende

*) So 1913. Im Jahr 1915 lautet die Überschrift: Das Wirken des überweltlichen Gottes in der Schöpfung des Weltganzen.

**) Diese sechs Wörter beruhen auf Vermutung, der vorliegende Text war unmöglich. Wir bitten Besitzer einer Nachschrift, wo immer sie bessere Lesarten haben, diese uns mitzuteilen. D H

Weltanschauung ist also dem Glauben nicht gegeben, wohl aber liegt in seinem eigenen Ursprung die Verheißung, daß er die Kraft empfangen wird, die Welt zu überwinden.

Wilhelm Herrmann †

Das Problem der Arbeitszeit

In den Kleinen Mitteilungen der Nr. 7/8 brachten wir Worte des Württemberger Prälaten D. Schoell, welche endlich klar und offen von kirchlicher Seite her zeigten, wie notwendig es sei, daß sich die Kirche aus sozialethischen Gründen auch um Wirtschaftsfragen zu kümmern habe. Zwar nicht in erster Linie um den gesamten Wirtschaftskomplex, wohl aber um Fragen, welche den Menschen, sein persönliches Wohl und Wehe, das ja unmittelbar auf seine psychologischen Zustände und von da noch tiefer auf die Seele wirkt, betreffen. Da ist vor allem das Lohnproblem, von dem wir einen Teil in Nr. 5/6 behandelten; noch wichtiger aber ist nach der heutigen Lage das Problem der Arbeitszeit, das gerade jetzt, nicht nur in Deutschland, die Gemüter im Streit um den achtstündigen Arbeitstag bewegt. Trotzdem gerade dieses Wirtschaftsproblem zum Verwickeltsten und Schwierigsten gehört und deshalb von keiner Seite her mit leidenschaftlicher Voreingenommenheit abgetan werden darf, muß sich sowohl die Gesamtkirche wie der einzelne Geistliche gerade hier über die von ihm einzunehmende Stellung völlig im Klaren sein. Es ist ja so unendlich traurig, zu sehen, wie die Kirche im Bestreben absoluter Neutralität in allen praktischen, die Gesamtheit so ernst bewegenden Fragen glaubt schweigen und damit als wirksamer Faktor in entscheidenden Volksfragen sich kaltstellen zu müssen *).

1

Mit der Erfindung der Maschine, namentlich der Dampf- und Wasserkraftmaschine, wurden menschliche Arbeitshände zunächst in Menge überflüssig. Wer neben der Maschine seine Existenz an einem von der Hand betriebenen Produktionsmittel fristen wollte, konnte es nur durch ungeheure Überspannung seiner Arbeitskräfte während einer unmenschlich langen Arbeitszeit. Vom Morgengrauen bis in die späte Nacht klapperten die Webstühle, an denen auch Frauen und Kinder hantierten, um nur Kartoffeln und Salz gegen den schlimmsten Hunger zu erwerben. Was half es, daß die ehemals so stolzen Webermeister revoltierten gegen ihre Verproletarisierung! Die Maschine zerstörte erbarmungslos alle Vorrechte ihrer Meisterstellung, die sie sich ebenso ehr- wie mühsam gemäß der Zunftordnung oft nach langem Warten erkämpft hatten. Die große Revolution der Arbeitsverhältnisse hatte eingesetzt und zermalmte das geordnete auf dem Gedanken der Arbeitssolidarität und Konkurrenzausschaltung aufgebaute Zunftsystem **).

Diese Umstände brachten es mit sich, daß die Besitzer der neuen fruchtbaren Produktionsmittel nicht allein die ehemals selbständigen Meister zur Lohnarbeit zwangen, sondern daß sie diese, samt ihren Weibern und Kindern, bei dem Überangebot von Arbeitskräften in einer unmenschlich langen Arbeitszeit, auch Sonntags, an die Maschine fesselten. Es blieb nichts Anderes übrig als Hungertod oder Sklaverei in den neuerbauten Fabrikfälen, welch letztere immerhin eine Erleichterung gegenüber einem Dasein brachte, wo man seine Mahlzeiten aus einer vor die Brust gebundenen Blechschüssel zu sich nahm, um die Arbeit am häuslichen Webstuhl nicht unterbrechen zu müssen. Die Fabrikanten brauchten bei der Masse des Angebotes nicht zimperlich mit den Arbeitskräften umzugehen, und humane Skrupel bildeten kein Hindernis. Übrigens hätte die auf die Unternehmer drückende wilde Konkurrenz bald von jeder Humanität geheilt. So war mit dem Aufkommen der modernen Industrie gleich zu Anfang eine Arbeitszeit von täglich 12—14 Stunden gegeben.

Diese Zustände sind nicht natürlicherweise mit der maschinellen Industrie verbunden. Manche Mißverhältnisse waren verursacht durch die in einer Zeit der Umschichtung begreifliche Unordnung und beseitigten sich schließlich von selbst. Aber ein gut Teil des industriellen Schreckens scheint das Ungeheuer der Maschine dauernd zu verursachen. Eigentlich, wenn man genau zusieht, nicht die Maschine selbst, sondern der durch sie aufgestachelte Produktions- und Erwerbsdämon. Die Teufel der wirtschaftlichen Macht- und Geldgier fuhren der Menschheit in den Leib und peitschten — noch mehr als in der vorindustriellen, rein geldkapitalistischen Periode — den einzelnen Unternehmer zu jenem fürchterlichen Wettlauf, in dem nur Wenige zum Ziel gelangten und Dutzende am Wege liegen blieben. Man überproduzierte. In gräßlichen Zuckungen stießen Hochkonjunktur und Krisen den Wirtschaftskörper hin und her. Und der leidtragende Teil war die Masse der Lohnarbeiterschaft, sie, das Opfer ungeregelter Produktionszustände und eines zwischen Angst und Gier hin- und hergeworfenen industriellen Machtwillens.

Es ist ja bekannt, wie die Kirche als ganze weder in England noch Frankreich noch Deutschland, einzelne tapfere Geistliche immer ausgenommen, diesen Übelstand übersah. Aber auch der Widerstand prachtvoller Privatleute (Charles Hall, Robert Owen, John Gray, William Thompson) und der Appell idealgesinnter Männer an Staat und Besitz (Saint-Simon, Fourier) nützte nichts. Erst die Arbeiterbewegung warf das Arbeitszeitproblem prinzipiell nicht allein aus humanitären, sondern auch aus produktionstechnischen Gründen auf. Man sah da ganz richtig, daß der Grund für die menschenunwürdige Arbeitssklaverei weder allein in der Gewinnsucht der Unternehmer noch im Produktionsbedürfnis lag, sondern in der Ungeregeltheit der Produktionsverhältnisse. Es wurde viel zu viel produziert, und der Absatzmarkt konnte nur durch schärfste Verbilligung erobert und gehalten werden. Daher ginge der Weg zu einer menschenwürdigen Gestaltung der Arbeit und zu einer Einschränkung der Arbeitszeit nur durch eine Regelung des Verteilungsvorgangs, durch die Planwirtschaft, durch sozialistisch, d. h. infolge Entnahme der Produktionsmittel aus dem Privatbesitz, geregelte Produktionsverhältnisse. Es handelte sich im Prinzip um die Übertragung der die Zunftwirtschaft bestimmenden Zielgedanken auf die moderne Wirtschaftsweise. Kurz: es sollte nicht mehr gedankenlos auf viel enttäuschte Hoffnung, sondern nur soviel produziert werden, als für den Bedarf der Wirtschaft notwendig war. Man errechnete, daß dann bei Einschränkung des Luxus, Nivellierung der Lebenshaltung und Typisierung der Produkte mit einer täglichen Arbeitszeit von 4—5 Stunden täglich auszukommen, ja diese sogar auf 2 Stunden täglich herabzusetzen möglich sei. August Bebel hat diese Gedanken in seinem berühmten Buche „Die Frau und der Sozialismus" vertreten, zurückgreifend auf Bestrebungen, die in den Saint-Simonistischen und Fourieristischen Kreisen lebendig waren. Dort hatte man es unternommen, die Utopie eines völlig rationalisierten Lebenszustandes in kleinen freiwilligen Gemeinschaften wirklich zu machen — Strindberg zeichnet eine solche in den „Schweizer Novellen" —;

*) Das wird zusehends besser. Die kirchlichen Kundgebungen zum wirtschaftlichen Kampf mehren sich so, daß wir sie in unserer Chronik nicht mehr alle verzeichnen können. Vgl. den Schluß dieses Artikels. D H

**) Ein ausgezeichnet lehrreiches Bild des Vorgangs dieser Umwälzung bietet nach den Akten der Augsburger Weberzunft Dr. Pius Dirr, Augsburger Textilindustrie im 18. Jahrhundert, Zeitschrift des Historischen Vereins, Jahrgang 1911. Die Darstellung ist erst eine vorläufige. Die Akten selbst harren noch der eingehenden Bearbeitung.— Vgl. auch neben Wirtschaftsgeschichten das berühmte Buch von Friedrich Engels: Die Lage der arbeitenden Klassen in England 1844. Ebenso das leider zu dick auftragende Drama Ernst Tollers: Die Maschinenstürmer, das um 1815 in Nottingham spielt.

hat — das wird wohl von keiner Seite bestritten — die Pflicht einer religiösen Kulturkritik. Aber das nicht so im Allgemeinen, wie das bisher üblich war, sondern diese ist an ganz konkreten aktuellen Fragen zu üben. Hic Rhodus, hic salta! Um aber hierin völlig unabhängig von der Tagesmeinung zu sein, die bekanntlich durch die Presse gemacht wird, müßte sie — was dringend zu wünschen wäre — Sachverständige für die wichtigsten Zweige des öffentlichen Lebens, vor allem Theologen und Volkswirtschaftler in einer Person, in den Konsistorien haben, die in geeigneten Momenten öffentlich Aufrufe erlassen oder vertraulich Richtlinien an die Pfarrerschaft hinausgeben. Nur dann ist ein sicheres aktives Eingreifen in sozialpolitischen Fragen möglich. Man sehe nur, wie sehr Luther in seinen Schriften über den Wucher ins Sachlich-Konkret-Einzelne ging — aus Liebe. Die Kirche darf in einem ökonomischen Zeitalter, in dem wir nun einmal leben, nicht blind gegenüber den ökonomischen Tatsachen sein. Sollte sie nicht sehen, daß heute die Keime zu einer künftigen Revolution gelegt werden? Und sollte sie nicht das Ihrige tun wollen, damit uns diese erspart bleibt? Sie braucht sich zu diesem Werke nur auf die uralte christliche Selbstverständlichkeit zu besinnen und gerade die Gedrückten und Schwachen mit besonderer Liebe zu suchen. Dazu genügt nicht allein die oftgegebene Versicherung, ein Herz für die Nöte des Volkes zu haben. Das hat man schon oft gehört. Dazu genügt auch nicht eine noch so fein organisierte Liebestätigkeit. Nun haben sich erfreulicherweise gerade jetzt kirchliche Stimmen warnend zur wirtschaftlichen Lage erhoben (vgl. Nr. 7/8 Kl. Mitt.); was wir aber brauchen das ist ein entschiedenes mutvolles Eintreten der Gesamtkirchen in bedeutenden Augenblicken der geschichtlichen Ereignisse. Ein solcher wäre heute gegeben im Kampf für den Achtstundentag, d. h. gegen die Dämonie eines rücksichtslosen wirtschaftlichen Machtinstinktes, der gesonnen ist, Zustände heraufzubeschwören, die mit unerbittlicher Konsequenz in die wilde Konkurrenzbarbarei von vor 80 Jahren führen würden.

Marburg Georg Wünsch

Das württembergische Kirchengesetz

Der württembergische Landtag hat das „Gesetz über die Kirchen" beschlossen, wodurch die öffentliche Rechtsstellung der evangelischen und der katholischen Kirche in Württemberg auf Grund der Reichsverfassung neu geregelt wird. Für das Gesetz stimmten Zentrum, Deutsche Volkspartei, Demokratie und Sozialdemokratie, gegen das Gesetz die Deutschnationalen (bei uns „Bürgerpartei und Bauernbund" genannt). Diese Abstimmung hat innerhalb und auch außerhalb Württembergs sehr überrascht. Niemand hatte die Ablehnung des Gesetzes durch die Rechte erwartet. Die Rede ihres Sprechers bei der dritten Lesung ließ trotz aller Kritik im Einzelnen gar nichts von einer solchen Absicht vermuten. Die lange Erklärung, sowie die verschiedenen Zeitungsartikel, womit die Rechte ihre Haltung nachträglich zu rechtfertigen sucht, bringen zwar alles Mögliche, aber keine stichhaltigen Gründe. Der Hauptvorwurf, die Regierungsparteien, speziell das Zentrum, hätten vor der Sozialdemokratie kapituliert und, um deren Zustimmung zu erreichen, für die Kirche ungünstige Bestimmungen angenommen, ist völlig sinnlos: keine einzige derartige Bestimmung ist auf Antrag der Sozialdemokratie in das Gesetz hereingekommen; vielmehr ist eine ganze Reihe weitergehender kirchlicher Wünsche gegenüber dem Regierungsentwurf in der endgültigen Fassung berücksichtigt worden. Und der Vater des Gesetzentwurfs — der übrigens von Fachleuten als juristisches Meisterwerk gewertet wird — ist ein Ministerialrat, der politisch zur Rechten gehört. Ein irgendwie einleuchtender sachlicher Grund für die Abstimmung der Rechten ist nicht ersichtlich; und sie kann sich nicht darüber wundern, wenn weithin, bis in die Reihen ihrer eigenen Wähler hinein, der Eindruck besteht, daß der eigentliche Grund der ablehnenden Haltung in parteipolitischer Verärgerung zu suchen ist.

Nach der ersten Lesung des Gesetzes im Ausschuß war die Sachlage die: für den abgeänderten Entwurf war eine Mehrheit, bestehend aus der Rechten, dem Zentrum und einem Abgeordneten der Deutschen Volkspartei (Egelhaaf); dagegen stand die Regierung (d. h. die beiden von Demokraten besetzten Ministerien: das Kultusministerium und das Finanzministerium) und hinter ihr Demokratie und Sozialdemokratie. Blieb es dabei, so war eine Auswirkung auf die allgemeine innerpolitische Lage und eine Regierungsumbildung zu Gunsten der Rechten nicht unwahrscheinlich. Es gelang nun, das Zentrum in dem einen Punkt, an dem der Regierung und den Linksparteien besonders viel gelegen war, in der Steuerrechtsfrage zum Einlenken zu bringen. Es wurde ein § 68 b eingeschaltet, der die von der Regierung verlangte staatliche Vollziehbarkeitserklärung für jeden landeskirchlichen Steuerbeschluß so lange festhält, bis die finanzielle Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche geregelt ist. Damit war die Zustimmung der Demokratie und der Sozialdemokratie zum Gesetz gesichert, worüber sich die Rechte ärgerte. Der sonst so kluge Sprecher des Zentrums, Theologieprofessor D. Bauer, rechtfertigte die Schwenkung seiner Partei mit dem ominösen Wort „Kuhhandel". Dadurch entstand der Verdacht, als hätte die Regierung der katholischen Kirche besondere geheime Zugeständnisse gemacht. Das trifft nicht zu. Die Zugeständnisse sind im Gesetz selbst enthalten: Beseitigung der letzten belanglosen Reste des Gesetzes von 1862 betreffend Regelung des Verhältnisses der Staatsgewalt zur katholischen Kirche, und die Verkirchlichung der katholischen Konvikte (wie auch der evangelisch-theologischen Seminare): „soweit diese Anstalten der Erziehung und Verpflegung der Zöglinge und ihrer besonderen Vorbildung zum Kirchendienst dienen."

Jedes Kirchengesetz in Deutschland muß sich auf Artikel 137 der Reichsverfassung gründen: Satz 3 dieses Artikels gibt den Religionsgesellschaften völlige Selbstverwaltung „innerhalb der Schranken des für Alle geltenden Gesetzes"; Satz 5 und 6 erklären die Kirchen für „Körperschaften des öffentlichen Rechts" und berechtigen sie „auf Grund der bürgerlichen Steuerlisten" Steuern zu erheben. Die erste Bestimmung liegt in der Richtung der „Trennung von Staat und Kirche", die beiden andern binden die Kirche an den Staat, beschränken ihre Selbstverwaltung und geben dem Staat ein Beaufsichtigungsrecht vor allem in Steuersachen. Darüber ist kein Streit. Der Streit beginnt erst bei der Frage, wie weit dieses staatliche Aufsichtsrecht gehen soll. In Württemberg kommt nun noch hinzu, daß hier die finanziellen Staatsleistungen für die Kirchen erheblich höhere sind als in andern deutschen Ländern. Das beruht für die Kirchen, besonders für die evangelische, auf einem Rechtsanspruch, wobei zur Zeit nur die Höhe der staatlichen Leistungen umstritten ist. Dabei bleiben aber, solange die finanzielle Abfindung noch nicht erfolgt ist, diese Geldleistungen Staatsleistungen, die jährlich zu verwilligen sind. Es ist nun durchaus verständlich, daß die Landeskirche für die Gestaltung ihres Haushalts etwas freie Beweglichkeit wünscht ohne staatliche Kontrolle; man verlangte daher, daß bei einer Landeskirchensteuer bis zu 5% der Reichseinkommensteuer das Kultministerium die Vollziehbarkeit des kirchlichen Steuerbeschlusses nur versagen könne, wenn er gegen das Gesetz verstoße. Ebenso verständlich aber muß es sein, daß der Staat sich gegen diese Einschränkung seines steuerlichen Aufsichtsrechts energisch wehrt, solange die endgültige finanzielle Auseinandersetzung mit den Kirchen noch nicht bewerkstelligt ist. Die kirchlicherseits geäußerten Befürchtungen, als ob damit der ganze landeskirchliche Haushalt lahmgelegt werden könnte, sind übertrieben. Jedenfalls ist diese eine Bestimmung in dem von durchaus kirchenfreundlichem Geist durchdrungenen Gesetz nicht ausreichend, um die Ablehnung des ganzen Gesetzes zu rechtfertigen. Weder Konsistorium noch Landeskirchenversammlung haben die Ablehnung gewünscht; zwar wurde bedauert, daß in der Steuerfrage nicht alle kirchlichen Wünsche erfüllt seien, aber doch auch, teilweise mit erfreulicher Deutlichkeit, zum Ausdruck gebracht, daß das Gesetz für die Kirche einen wesentlichen Fortschritt bedeute und man durchaus den Willen zur Eintracht mit dem Staat habe.

Die Sozialdemokratie hat in der ganzen Landtagsverhandlung unter der Führung des früheren Kultministers Hermann eine erfreulich sachliche Haltung eingenommen. Das muß im Interesse der Volkskirche freudig begrüßt werden, und man sollte es nicht mit unangebrachter kurzer Handbewegung abtun, als ob die Sozialdemokratie da aus rein wahltaktischen Gründen gehandelt hätte. Die Ablehnung des Kirchengesetzes hätte ihr kein Dutzend Stimmen entzogen; wohl aber werden die sozialdemokratischen Abgeordneten wegen ihrer Zustimmung aus der eigenen Partei heraus Angriffe auszuhalten haben. In der Landeskirchenversammlung hat der Konsistorialpräsident mit allem Nachdruck die unbedingte parteipolitische Neutralität der evangelischen Kirche betont. Die volle persönliche Aufrichtigkeit dieser Erklärung ist ebensowenig zu bestreiten wie die Notwendigkeit, diese Pflicht der Kirche immer wieder stark zu unterstreichen. Es muß zugegeben werden, daß im Kirchengesetz, zumal in seiner endgültigen Fassung, auch manches enthalten ist, was den Sozialdemokraten und auch den Demokraten die Zustimmung erschwerte. Die Bestimmungen des Entwurfs über den Kirchenaustritt, die zum Gesetz wurden, bedeuten zweifellos eine Verschärfung gegenüber der bisherigen württembergischen Praxis zu Ungunsten der Austretenden. Wenn hiegegen auch von Demokraten ernsthafte Bedenken geltend gemacht wurden, so darf man da nicht von „kir-

chenfeindlich" reden, ein Wort, mit dessen Gebrauch man nicht vorsichtig genug sein kann. Gestrichen wurde die Forderung des Entwurfs, wonach kirchliche Anleihen der staatlichen Genehmigung unterliegen; damit ist den Kirchen und Kirchengemeinden gegenüber den bürgerlichen Gemeinden ein Rechtsvorzug zugestanden. Abgelehnt wurde von der Rechten und dem Zentrum der demokratisch-sozialdemokratische Antrag, der auch im Sinne des evangelischen Konsistoriums war, daß wie für die Ortskirchensteuer so auch für die Landeskirchensteuer nicht nur die Reichseinkommensteuer, sondern auch die staatlichen Steuern auf Grund, Gebäude und Gewerbe als Grundlage dienen sollen. Wenn die Presse der Rechten dagegen geltend machte, das würde zu einer ungerechten Doppelbesteuerung namentlich der zur Zeit schwer belasteten Landwirtschaft führen, so ist dem entgegenzuhalten, daß bei der Einkommensteuer Landwirtschaft und Gewerbe weit günstiger gestellt sind als die Lohn- und Gehaltsempfänger. Ganz besonders bedenklich ist die Einfügung des § 28 a, wonach auch juristische Personen zur örtlichen Kirchenbausteuer herangezogen werden sollen. Die „Freie volkskirchliche Vereinigung" hat an den Kirchenausschuß des Landtags die Bitte gerichtet, um des moralischen Ansehens der evangelischen Kirche willen von dieser Bestimmung abzusehen. Es half nichts. Die Rechte drückte zusammen mit dem Zentrum diesen Paragraphen durch. In der Landeskirchenversammlung kam teilweise das Bedauern über dieses bedenkliche Steuergeschenk zu lebhaftem Ausdruck, und es ist zu hoffen, daß die evangelische Kirche keinen Gebrauch davon machen wird. Die „Freie volkskirchliche Vereinigung" hatte seinerzeit gleichzeitig mit ihrer Eingabe an den Landtag die Bitte an das Konsistorium gerichtet, es möge von sich aus sich dieser kirchlichen Besteuerung der juristischen Personen entgegenstellen. Leider lehnte das Konsistorium dieses Ansuchen ab.

Mit der Verabschiedung des Kirchengesetzes tritt die neue Kirchenverfassung in Kraft. Die Landeskirchenversammlung hat den Kirchenpräsidenten gewählt, den Prälaten D. Johannes Merz. Eine Kompromißwahl, da es nicht gelang, für einen der beiden Hauptkandidaten, Prälat D. Schöll und Prälat D. Traub, die nötige Zweidrittelmehrheit zu bekommen.

Nicht einbezogen in das Kirchengesetz ist die finanzielle Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirchen. Sie wird schwierig genug sein. Als ein böses Vorzeichen könnte manchem der scharfe Gegensatz erscheinen, der sich bei Anwendung der staatlichen Abbaumaßnahmen auf die Kirche zeigte. In der Landeskirchenversammlung wurde namentlich von juristischer Seite die Vereinbarkeit dieser staatlichen Maßnahme mit der Reichsverfassung bestritten; es könne sich da nur um freiwilligen Verzicht der Kirche handeln. Daß der Staat seine Sparmaßnahmen auch auf die Leistungen an die Kirche ausdehnt, ist im übrigen sehr begreiflich; er kann gar nicht anders. Er will das in der Weise tun, daß er statt der im letzten Pfarrbesoldungsgesetz beschlossenen 12½% der Gehalts- und Pensionslasten nun 33⅓% der Kirche auferlegen will. Das geht allerdings erheblich über das durch 15 prozentigen Beamtenabbau verlangte Maß hinaus. Die Landeskirchenversammlung hat einstimmig hingegen entschiedenen Einspruch erhoben. Wir hoffen und wünschen eine friedliche Verständigung. Weder Staat noch Kirche können einen rechtlichen Dauerkampf brauchen. Und da in der Landeskirchenversammlung auch nachdrücklich betont wurde, daß die Kirche aus eigenem Entschluß es als ihre moralische Pflicht ansehe, den staatlichen Schwierigkeiten Rechnung zu tragen, so darf wohl die friedliche Vereinbarung sicher erwartet werden. Entlastet von Rechts- und Finanzstreitigkeiten kann dann die Kirche um so energischer an ihre eigentlichen Aufgaben gehen.

Stuttgart-Gaisburg Albert Esenwein

Offener Brief an Herrn Pfarrer Themel

Sehr geehrter Herr Kollege!

Zu Ihrem offenen Brief an Herrn Hofprediger D. Doehring (CW Nr. 47/48 vom 22. 11. 23) gestatten Sie mir einige Bemerkungen:

Herr D. Doehring hat von dem kirchlichen Liberalismus in stark negativem und absprechendem Sinne gesprochen, hat ihm vorgeworfen, daß er Alstriche von der Bibel mache, und gemeint, die liberalen Prediger, soweit sie wirklich religiös wären, predigten positiv. Darum gebe es in der Kirche nur eine alleinberechtigte Richtung, die positive. — Ich kenne Herrn D. Doehring vielleicht etwas genauer als Sie. Ich danke ihm viel innere Bereicherung. Er ist für mich und viele Andere aus unserem Kreise ein Führer, dem wir weithin gerne folgen. Dennoch, aus reinem Dankbarkeitsempfinden gegenüber Doehring würde ich diese Zeilen nicht schreiben. Es geschieht das vielmehr darum, weil durch Ihren offenen Brief zwei Probleme angerührt werden, zu deren Klärung ich beitragen möchte. Das erste Problem ist dies: Gibt es eine liberale und eine positive Frömmigkeit? und das zweite: Worin beruht die Notwendigkeit des kirchlichen Liberalismus?

Ehe ich auf diese beiden Fragen eingehe, zwei Vorbemerkungen.

Ich wäre versucht, an den von Ihnen als Liberalismus schlechthin in Anspruch genommenen Positionen Kritik zu üben. Ich bekenne mich als Individualisten und als Anhänger der von Ihnen als eng abgetanenen Jesusfrömmigkeit in der Art der Brüdergemeinde. Auch Ihre Gegenüberstellung von Einzelfrömmigkeit und basileia theou mache ich nicht mit. Ich denke auch anders über das Problem Jesus und Paulus. Liberalismus ist nicht die Zustimmung zu irgendwelchen Lehrsätzen oder Gedankenbindungen, sondern ich verstehe unter Liberalismus die Ablehnung aller Bindung und die Wertung der Wahrhaftigkeit als des höchsten Gutes evangelischer Frömmigkeit. Darum scheint es mir eine falsche Methode, den kirchlichen Liberalismus zu verteidigen, indem Sie eine bestimmte Anschauung von neutestamentlicher Theologie und Religionsphilosophie als liberal hinstellen.

Zweitens. Sie setzen den Gegensatz positiv und liberal fein und grundsätzlich auseinander. Aber, kirchlicher Liberalismus ist nicht eindeutig. Als Liberale findet sich unter den Theologen ein Kreis zusammen, der zunächst einmal rein negativ sagt: ich lehne die dogmatische Bindung ab. Daß diese Bestimmtheit nicht rein negativ sein kann, sondern vielmehr ernstes und eindringliches Studium voraussetzt, haben Sie in Ihrem offenen Brief nachgewiesen. Unter den Laien aber findet sich die liberale Praxis, die sich vielfach im Negieren erschöpft. Wenn Doehring von dem Liberalismus in stark absprechendem und negativem Sinne gesprochen hat, so meint er diese liberale Praxis. Doehring ist weder liberal, noch positiv. Jede kirchenpolitische Einstellung liegt ihm völlig fern. Darum soll man ihm gegenüber die kirchenpolitischen Begriffe nicht anwenden. Eine so reiche Persönlichkeit wie Doehring paßt nicht in das kirchenpolitische Parteischema. Ich weiß, daß Herr D. Doehring einen Angriff auf den kirchlichen Liberalismus nicht beabsichtigt hat. Im Übrigen hat er nach Ihren eigenen Worten gesagt, daß es liberale Prediger gebe, welche religiös seien und religiös wirkten. Ich habe den Eindruck, daß Sie in der Annahme, daß Doehring als „Positiver" gegen den Liberalismus eingenommen sei, aus seinen Worten etwas herausgehört haben, was ihm ganz fern lag.

Worum handelt es sich eigentlich? Sie nehmen Anstoß an der Behauptung, daß es nur eine Richtung in der Kirche geben könne, die positive. Das sind, wenn wirklich Doehrings eigene Worte, aus dem Zusammenhang herausgerissen mißverständliche Worte. Aber setzen wir einmal den Fall. Harnack hat irgendwann gesagt, die liberalen Prediger brauchten die positiven Kreise, mit den liberalen sei nicht zu arbeiten. Beide Male ist das Wort positiv im Gegensatz zu liberal gedacht, und beide Male bekommt es einen schiefen Sinn, wenn wir es kirchenpolitisch verstehen. Was ist sachlich daran richtig? Soweit die positiven Kreise im strengen Sinne des Wortes positiv sind, ist mit ihnen ganz gewiß nicht zu arbeiten, und sie sind für uns unerreichbar. Aber, gibt es nicht in den liberalen Parochialvereinen, genau so wie in den positiven, hier und da Mitglieder, welche jeglichen religiösen Gefühles bar das Gotteshaus kaum von innen kennen, aber über alle noch so schwierigen kirchlichen Fragen mitreden? Will der Pfarrer ihre Hilfe, so versagen sie. Wir leiden immer wieder darunter, daß weite, kirchenpolitisch orientierte Kreise, ob sie nun liberal oder positiv sind, wohl für kirchenpolitische Streitereien, aber nicht für innerliche, religiöse Fragen zu haben sind. Politik verdirbt den Charakter, und Kirchenpolitik gefährdet die Frömmigkeit. Wovon aber lebt die Kirche anders denn nur von der Frömmigkeit? Gibt es eine liberale und eine positive Frömmigkeit? Wir haben uns so heftig gegen das Wort von den „zwei Religionen" gewehrt. Wollen wir dies Wort jetzt als berechtigt anerkennen? Der Gegensatz von positiv und liberal darf doch niemals dazu führen, daß wir behaupten: Nur ein liberaler Theologe vermag die Wahrheit zu finden. Bitte, verstehen Sie mich nicht falsch. Ich weiß, daß Sie weit von solcher Behauptung entfernt sind, aber sie liegt, konsequent durchgedacht, auf der Linie, die von dem liberalen System als System statuiert, weiter führt. In der Erkenntnis der Wahrheit gibt es nur einen Weg, den Weg strenger wissenschaftlicher Forschung. Der ist für Liberale und Positive der gleiche. Nicht der Parteistandpunkt, sondern das Gewicht der sachlichen Gründe entscheidet. Gibt es eine liberale und eine positive Predigtmethode? Man hat hier und da die Frage aufgeworfen, ob der Liberalismus eine besondere Predigtmethode pflegen solle. Ich halte von Methodik in der Predigt überhaupt nicht viel. Wo die Persönlichkeit des Predigers nicht starke religiöse Kraft hat, hilft auch die beste Methode nichts. Aber liberale oder positive Predigtmethode? Wo „liberal" oder „positiv" gepredigt wird, da wird die Gemeinde des Herrn abgespeist mit Schlagworten und blassen Gedankengebilden und antwortet mit der Kirchenflucht.

Wer sind denn die Kirchgänger? Zum allergeringsten Teil kirchenpolitisch Gebildete. Die gehen zu einigen wenigen Rufern im Streit der Richtungen. Die unsere Gotteshäuser füllen, sind schlichte fromme Menschen, welche Religion verlangen. In religiöser Beziehung gibt es nur eine Richtung. Wir haben den Herrn Christus zu verkünden. Das religiöse Leben aus Gottes Wort geht durch die Persönlichkeit hindurch und entzündet in seiner Widerstrahlung Leben. Das ist es, worauf es ankommt. Die Gemeinde hat ein feines Verständnis für echte Religiosität. Die Form, in der wir sie bieten, die Bilder, welche wir brauchen, mögen durch die Richtungen beeinflußt sein. Aber es gibt keine

liberale und positive Frömmigkeit. Es gibt nur persönliche Frömmigkeit. Und Frömmigkeit hat mit Parteien, Schlagworten, Richtungen ganz gewiß nichts zu tun. Abstriche von der Bibel mag der Theologe machen. Der positive macht sie so gut wie der liberale. Der Prediger darf von dem religiösen Leben der Bibel keine Abstriche machen. Wir haben nicht die Theologie der Bibel zu verkünden, nicht ihr Weltbild, nicht ihr Kleid. Über das Alles ist Streit. Den zu entscheiden und die Wahrheit herauszuarbeiten, ist Aufgabe der theologischen Forschung. Wir Prediger müssen hindurchdringen zum Kern, zum Christus der Bibel. Wenn es nur eine Frömmigkeit gibt, dann gibt es in der Kirche auch nur eine Richtung, denn in der Kirche hat nur die Frömmigkeit Existenzrecht.

Wie kommt es aber, daß man diese Richtung der Frömmigkeit als „positiv" bezeichnet? Darauf antworte ich mit folgender Überlegung. Der kirchliche Liberalismus war früher leider mit den politischen Linksparteien weithin verknüpft. Bei dem Beharrungsvermögen in kirchlichen Dingen wirkt das als Belastung mit und macht ihn unpopulär. Dazu kommt, daß in allen kirchenpolitischen Fragen Unkenntnis und Gleichgültigkeit vorherrscht. Ich sehe darin eine ganz natürliche Erscheinung. Man macht dem kirchlichen Liberalismus, wie wir wissen mit Unrecht, den Vorwurf, daß er sich gründe auf den politischen Liberalismus und den philosophischen Idealismus. Nun ist es ganz richtig, daß eine kirchliche Richtung ganz allein den Christus der Bibel zum Fundament haben darf. Liberalismus ist nicht Zustimmung zu bestimmten Gedankenreihen und Anerkennung eines dem „positiven" entgegengesetzten Weltbildes. Liberalismus ist das Eintreten für Wahrhaftigkeit und Freiheit um der Frömmigkeit willen. Unsere Existenzberechtigung besteht in der überzeugenden Macht unserer Frömmigkeit. Frömmigkeit bedingt aber nicht die Zugehörigkeit zur positiven oder liberalen Richtung, sondern, daß sie uns von Gott geschenkt werde, ist der Gegenstand unseres täglichen Gebetes.

Der kirchliche Liberalismus ist als kirchenpolitische Partei nötig. Die evangelische Kirche braucht den Liberalismus jetzt ganz besonders, wo sie in Gefahr ist, eine Verengerung zu erfahren. Die Präambel zwingt uns zu intensiver kirchenpolitischer Arbeit. Wenn der kirchliche Liberalismus nicht wäre, dann wäre der Argwohn weiter Kreise berechtigt, der heute unbegründet ist, daß, was in der Kirche verkündet wird, nicht immer der freien unbeeinflußten Überzeuaung entsprechen möchte. Daß er die Wahrhaftigkeit und die Freiheit in der Kirche schütze, ist die große Aufgabe des kirchlichen Liberalismus. Er ist die äußere Form, die schützende Mauer, die uns ermöglicht, die Frömmigkeit zu entfalten und zu pflegen, die aus unserer Persönlichkeit wahr und echt hervorgewachsen ist. Kirchenpolitik ist Machtfrage. Der Liberalismus muß dafür sorgen, daß die Kirche nicht zum Tummelplatze der Machtgelüste kirchenpolitischer Parteien werde, sondern als evangelische Kirche in Wahrhaftigkeit und Freiheit dem Herrn Christus diene. Unsere Kirche muß die geistliche Heimat unseres Volkes bleiben und immer mehr werden. Wir machen den „Positiven" zum Vorwurf, daß sie nur für einen Teil des Kirchenvolkes da sind, für den Teil, der von vornherein eine dogmatische Bindung auf sich nimmt und das sacrificium intellectus zu bringen bereit ist. Intellektualistische Einstellung, Theologie statt Religion finden wir bei ihnen. Wenn der Liberalismus seinerseits auch dogmatische Bindung und Intellektualismus fordert, so wird er sich selbst und seiner hohen Aufgabe untreu. Wir können nicht zugeben, daß das Kleid unserer Gedanken und die Bilder, in denen wir sie vortragen, Grund sind zur Trennung. Im Pulsschlag religiösen Lebens, in der Frömmigkeit, darf uns nichts trennen. Ich halte es für einen Mißbrauch der Kanzel, wenn positive und liberale „Gegengottesdienste" gehalten werden. Jeder Geistliche verkündet den Herrn Christus mit aller Kraft und Freudigkeit. Daß wir es in Freiheit können, danken wir dem kirchlichen Liberalismus. Unter unserer Kanzel sitzen keine liberalen oder positiven Kirchenpolitiker. Da sitzen heilsbegierige Gotteskinder, denen wir die Kraft unseres Lebens, den Herrn Christus, zu verkündigen haben.

Aus diesen Erwägungen heraus konnte ich Ihren Brief nicht unwidersprochen lassen. Herr D. Doehring hat mit vollem Recht von der Gefahr einer liberalen Frömmigkeit im Gegensatz zur positiven gesprochen. Es gibt nur eine Frömmigkeit, die Frömmigkeit ohne Abstriche, positiv, nicht in dem kirchenpolitischen Mißbrauch des Wortes, sondern aufbauend, erhebend, zum Leben führend. Lassen Sie uns alle, jeder mit den Kräften, die er empfangen hat, helfen, zum Leben zu führen die Menschenseelen, welche unsere Hilfe begehren.

Mit herzlichem Gruß Ihr ergebener Kracht
Berlin Pfarrer am Lazarus

Weiteres vom Fundamentalismus

Zu dem Artikel „Fundamentalismus" in Nr. 49/50 d. v. J. erhalten wir folgenden Brief:

Soeben habe ich Professor Bornhausens Artikel über Fundamentalismus in der CW vom 6. Dezember gelesen. Ich begreife durchaus, daß es für einen Ausländer nicht leicht sein mag, die religiöse Lage eines anderen Landes richtig zu beurteilen; aber ich halte es für wichtig, daß sich gerade jetzt deutsche und amerikanische religiöse Kreise untereinander verständigen. Deshalb möchte ich mir erlauben, dem Artikel des Professors Bornhausen einige Erläuterungen und Berichtigungen hinzuzufügen.

Hier ist der Fundamentalismus zum großen Teil eine Nachkriegs-Erscheinung. Die Praemillenniums-Bewegung*), eine echte Laientheologie, machte hier während des Krieges große Fortschritte. Der Abschluß des Krieges weckte einen konservativen, reaktionären Geist, der sich gegen jede Art von „Liberalismus" sozialer, politischer oder religiöser Richtung wandte. Infolgedessen verstärkte sich auch die Praemillenniums-Bewegung und machte einen Generalangriff auf jedes liberale religiöse Denken innerhalb der Kirche. Ich glaube aber, daß mein lieber Freund, Dekan Shailer Mathews, den Einfluß dieser Bewegung stark überschätzt hat. Sie fängt bereits an abzunehmen. Ihre Anhänger vermochten mit ihren Angriffen auf Persönlichkeiten wie Dr. Fosdick nur sehr wenig zu erreichen. Ihre Hauptstärke liegt bei den Presbyterianern und Baptisten. Die Lutheraner, namentlich die deutschsprechenden, sind bei uns jederzeit höchst konservativ geblieben und von beiden Seiten nur wenig beeinflußt worden.

Professor Bornhausen irrt sich bezüglich der Kirche der Bischöflichen Methodisten. Das Moody-Institut ist kein methodistisches Theologenseminar, wie er meint. Es wird zum größten Teil von Presbyterianern unterhalten, und nur sein Dekan ist Episkopalist. Die theologischen Schulen der Methodisten haben fortschrittliche Grundsätze. Unter den größeren Kirchen hat die der Methodisten am wenigsten vom Fundamentalismus gespürt; sie hat keine Ketzerprozesse gehabt und überhaupt wenig Unruhen. So ist sie auch unter diesen Kirchen die von der Praemillenniums-Bewegung am wenigsten berührte.

Was die Unitarier betrifft, so können sie sich eines erfolgreichen Widerstandes gegen den Fundamentalismus kaum rühmen. Diese Kirchengemeinde ist zu schwach an Zahl und ihre Führer stehen dem religiösen Leben und Denken des Volkes zu ferne, um viel Einfluß zu haben. Aber in so großen Kirchengemeinden wie die der Presbyterianer, der Methodisten, der Baptisten und der Kongregationalisten sind die tüchtigsten Führer gegen die fundamentalistische Bewegung. Dies gilt besonders von den Lehrern in unseren Colleges und theologischen Seminaren.

Harris Franclin Rall
Professor am Theolog. Seminar der methodistischen Episkopalkirche, Evanston, Illinois **)

Von französischer Propaganda in Amerika

Der Professor der deutschen Sprache an der Sorbonne, Henri Lichtenberger, hat im Oktober 1922 ein Buch fertiggestellt, das in Washington D.C. vom Carnegie Endowment for International Peace 1923 unter dem Titel: „Relations between France and Germany" in englischer Sprache veröffentlicht worden ist. Herr Lichtenberger und das Peace-Endowment haben mit dieser Publikation einiges Mißgeschick gehabt, nämlich darin, daß sie nicht wußten, was 1923 passieren würde. Und so hat ihnen das böse Jahr 1923 ihr ganzes schönes Buch Lügen gestraft. Das Buch mit seinen 133 Seiten auf blitzsauberem amerikanischem Papier gibt sich sehr vertrauenerweckend. Herr Nicholas Murray Butler von der Columbia-Universität in New-York hat ihm den amerikanischen Segen mit auf seinen Weg durch die United States gegeben, der ja auch wirken wird, während der Segen für das British Empire nicht zieht: dessen Bewohner wissen zu gut Bescheid über 1923. Und man muß ja auch sagen, Herr Lichtenberger weiß die neue Psychologie der Völker von 1922 gut zu benutzen. Mit Krieg und Kriegsgeschrei ist in der ganzen Welt kein Geschäft mehr zu machen. Jetzt muß die sentimentale Flöte geblasen werden: Pauvre France, Armes Deutschland! usw. Das Buch ist so gehalten, daß das erste und das fünfte Kapitel (das letzte) ganz auf diesen Ton gestimmt sind und daher vortrefflichen Eindruck erwecken. Denn mit Grund wird angenommen, daß ein Leser, der überhaupt ein derartiges Buch noch liest, zunächst nur Anfang und Schluß liest. Wenn diese beiden Kapitel so geschickt abgefaßt sind, daß sie durch Mitgefühl und Unparteilichkeit wirken, dann kann man sich in den übrigen Partien allerhand leisten; denn die meisten Leser werden diese mittleren Kapitel nicht lesen, sondern von der politesse de coeur des Franzosen schon nach den Leseproben vorn und hinten überzeugt sein. Die aber, die nun doch das Ganze lesen, schlucken alle Unwahrheiten im Hauptteil auf Grund des ersten vorteilhaften Eindrucks. Ja die Franzosen sind allerdings Meister der Psychologie oder der Propaganda ...

Was soll ich von dem Inhalt des Buches sagen, von der Behauptung (S. 5), daß Frankreich niemals den Revanchekrieg wollte, während ich selbst in verlassenen französischen Schulen im

*) Es gibt in Nordamerika einen Kreis, der auf ein baldiges Erscheinen Christi rechnet und das Millenium, das tausendjährige Reich, vorbereiten will, daher „Premillennial Movement".

**) In nächster Nummer folgt ein eingehender Artikel: „Faszismus und Fundamentalismus in den Vereinigten Staaten". D H

Jahre 1914 die Hefte mit den aufhetzenden und preisgekrönten Aufsätzen in Händen gehabt habe! Von der Verheimlichung der Tatsache, daß die elsässische Bevölkerung zu 80 Prozent deutsch spricht (S. 7), von der falschen Darstellung der Ansicht Brockdorff-Rantzaus (S. 19) zu dieser Sprachenfrage oder der Behauptung, als ob nur Chauvinismus und nicht wahrhafte Liebe zu deutschem Volk dieses uns entrissene Land uns niemals vergessen läßt. Wahrhaftig, wir wollen Herrn Lichtenberger nicht die geringsten Anhänglichkeitsgefühle an uns zumuten; aber es gibt genug Elsässer, die Frankreich als Gefangene vier Jahre lang kennen gelernt haben und nicht wünschen, jemals wieder seine Untertanen sein zu müssen (vgl. S. 42 f.). Und was soll es heißen, wenn er behauptet, seit 1920 werde unsere Ernährungslage immer besser (S. 110) oder unsere Wirtschaft sei intakt und lebensfähig (S. 113). Das sind alles Propagandarequisiten, die nach 1923 doch wohl auch in den U.S.A. keine Gläubigen mehr finden. S. 21 hat der Verfasser eben besonders Unglück gehabt; er behauptet, daß Frankreich Deutschland nicht zerstückeln wolle und daß es die Separatistenbewegung nicht unterstütze. Gerade diese beiden politischen Absichten Frankreichs hat das Jahr 1923 mit Ruhrbesetzung und Separatistenaufständen unter dem Protektorat der Franzosen klar bewiesen. Es wird unmöglich sein, diese Tatsache, die jetzt von aller Welt politisch anerkannt ist, abzuleugnen. Und mit dieser Fehlbehauptung hat Lichtenberger sein eigenes Werk entlarvt als geschrieben zur Verteidigung Frankreichs und Belastung Deutschlands vor den U.S.A. Natürlich wird es viele Amerikaner geben, die ohne jede Kenntnis europäischer Verhältnisse dem Pariser Professor glauben: daß aber das Erscheinen eines so veralteten Propagandabuches in Amerika jetzt für nötig gehalten wird, zeigt, wie sehr die Stimmung in den U.S.A. von Frankreich sich abwendet. Nicht was vor 1½ Jahren war, sondern was jetzt ist, entscheidet. Und jetzt sind drei Millionen Arbeitslose und die dreifache Zahl halbverhungerter Menschen in Deutschland durch Frankreichs Schuld, und dazu ein Haß, ja ein Haß, vor dem auch ich wie Herr Lichtenberger ein Entsetzen habe. Es lohnt nicht, daß Intellektuelle beider Länder miteinander reden, gesteht Herr Lichtenberger selbst: warum bemüht er sich aber dann, darüber mit Amerika zu reden? und so? Und was hat dieses Buch mit Peace-Endowment zu tun? French Propaganda! Ich habe jahrelang im Krieg nur französische Zeitungen gelesen, unzensuriert, wie sie uns Gefangenen der stolze Franzose gab: uns macht man nichts mehr vor, wie fein sich französische Propaganda zu kleiden vermag. Das Lügen ist der Fluch der Völker, der Fluch über Frankreich und Deutschland. Aber so sagt natürlich nur der unpsychologische Deutsche; ein Franzose lügt nie; er sagt nur Halbwahrheiten; er ist auch immer gerecht (S. 128): das müssen wir doch besonders aus den französischen Gefangenenlagern wissen und aus den herrlichen Kriegsgerichtsprozessen in Düsseldorf 1923. Ja der Franzose soll uns noch Gerechtigkeit lehren! Herr Lichtenberger hätte in Paris bleiben und die französischen Studenten deutsch lehren sollen; damit hätte er dem Frieden in Europa mehr gedient als mit seinem verschlagenen und jetzt doch ganz enthüllten Propagandabuch gegen Deutschland.

In der „Eiche", Zeitschrift für Soziale und Internationale Arbeitsgemeinschaft, 12. Jahrgang, Heft 1, Januar 1924 hat der Herausgeber D. Siegmund-Schultze „Zum französischen Verhalten am Rhein und an der Ruhr" die Gedanken und Auffassungen niedergeschrieben, die zwischen gebildeten Deutschen und Franzosen Gemeingut sein müßten, wenn anders von Verkehr zwischen beiden Völkern die Rede sein soll. Der Aufsatz enthält S. 5 und S. 9 so schweres Klagematerial, daß Herr Lichtenberger sich ihn unbedingt zu Gemüte führen müßte. Das ist auch deswegen wichtig, weil Siegmund-Schultze S. 2 schreibt: „Mit vielen Franzosen, die während der letzten Jahre nach Deutschland gekommen sind, wie etwa Professor Lichtenberger ..., fühlen wir uns im Innersten verbunden und im Grunde einig, trotz etwaiger Meinungsverschiedenheiten." Was hier der feinsinnige Deutsche dem Franzosen so herzlich zugesteht, findet leider auf der anderen Seite kein Echo. Siegmund-Schultze meint die Verbundenheit und Einigkeit nämlich fromm, vor Gott, im Gebet; und von da aus sieht er die Meinungsverschiedenheiten nicht mehr so tragisch, weil sub specie aeternitatis. Der Franzose vermag diesen Standpunkt gar nicht einzunehmen; denn dazu hat er kein Organ. Bei ihm ist alles rational, d. h. Meinungsverschiedenheit, über die sich natürlich der Schleier der courtoisie, der politesse, auch der Religion deckt. Aber dieser Schleier zerreißt vor allen nüchternen Tagesfragen, z. B. bei der Darstellung der Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland, in die Lichtenberger nicht die geringste Spur von Religion zu mischen weiß. Ich wüßte nicht, daß das Wort Religion in seinem Buch überhaupt vorkommt. Daher glaube ich Siegmund-Schultze, wie schon einmal früher, vor einer falschen Psychologie des Franzosen warnen zu müssen. Was der Franzose Glauben nennt und was der Deutsche, ist nach meinen schmerzlichen Erfahrungen total verschieden.

Neben Lichtenbergers Buch stelle ich mit Genugtuung die Rede des amerikanischen Kaufmanns und Quäkers J. Henry Scattergood. Er hielt sie Mitte August vor dem Politischen Institut in Williamstown (Mass.) über die Lage an der Ruhr und in Europa. Diese Rede, die dann im Christian Register vom 6. September 1923, also in der führenden Zeitschrift der Unitarier, veröffentlicht wurde, erregte solches Aufsehen, daß sie als Sonderdruck mit dem Titel: „Amerika spricht als ein Freund Frankreichs" (America speaks as a Friend of France) in vielen Tausenden von Exemplaren über das Land verbreitet wurde. Warum? Weil in dieser Rede zum erstenmal den Amerikanern ehrliche Tatsachen ohne jede Propaganda von einem Amerikaner erzählt werden, der sich in Deutschland selbst umgesehen hat. Natürlich weiß Mr. Scattergood längst nicht so in Europa Bescheid wie der gewiegte Professor Lichtenberger: überall finden wir Anzeichen, daß er nicht tief genug gesehen, daß er die Gründe der Verhältnisse nicht durchschaut. Und doch welche Wohltat, einen ehrlichen menschenliebenden Christen aus gutem Willen heraus über das europäische Elend reden zu hören. Ein Beispiel nur: Scattergood führt mit aller Klarheit die Taxation von Boyden über die bisherigen Leistungen Deutschlands an, die sich auf etwa 3¾ Milliarden Dollar belaufen; Lichtenberger behauptet S. 100 natürlich, Deutschland habe nichts oder fast nichts gezahlt und geleistet. Kein Zweifel, daß der Vergleich des Wahrheitsgehalts sehr zu Gunsten des Amerikaners ausfällt, dessen Schrift wir einen vollen Sieg über Lichtenbergers Buch wünschen.

Aber damit ist das Problem der französischen Propaganda in den U.S.A. wahrlich nicht erledigt. Es scheint, als ob die amerikanische Presse in immer neue Abhängigkeit von französischer Auffassung gerate. Als vor einem Jahr die Ruhr von den Franzosen besetzt wurde, war die erste Reaktion der amerikanischen Presse Empörung über den Rechtsbruch. Sogar der Outlook in New-York, das ehemalige Roosevelt-Organ, wurde in seiner antideutschen Haltung wankend. Nach vier Wochen Ruhrbesetzung hatte die französische Propaganda die amerikanische Seele wieder umorientiert; man glaubte treulich, daß Frankreich nur seine Gerichtsvollzieher nach der Ruhr gesandt habe, um den faulen Schuldner Deutschland zu pfänden; und das sei recht. In diesem Argument, das der Outlook wöchentlich seinen Lesern mindestens an drei Stellen seines Heftes vorsetzte, gingen alle Vernunftgründe unter. Aber was Wunder, wenn ein solches Blatt informiert ist von einem in Paris sich heimisch fühlenden Amerikaner, dessen Sohn an eine Polin verheiratet ist und in Warschau lebt. French Propaganda! Was in der „Eiche", S. 11 f., über die amerikanische Stellung zum Abbruch des Ruhrkampfes gesagt ist, ist leider richtig, die aus The Christian Work dort mitgeteilte Beurteilung typisch französisch. Wir müssen dabei in Rechnung stellen, daß es tatsächlich für die Amerikaner nicht so einfach ist, sich laufend über Europa zu informieren und in unseren komplizierten Verhältnissen Bescheid zu wissen. Aber wenn man in Schlesien weiß, wie die Verwechslung von Silesie und Cilicie, also von Deutschland und Kleinasien, in amerikanischen Köpfen eine unheilvollste Rolle für unser deutsches Oberschlesien gespielt hat, dann wird man die Sorge begreifen, mit der wir Deutsche die französische Propaganda und ihre absichtliche Gedankenverwirrung in der amerikanischen Presse verfolgen.

Breslau Karl Bornhausen

Max Thalmann und seine „Passion"

Das Beschauen von Thalmanns Passionsblättern löscht jedes Erinnern und damit jeden Vergleich. Auch an Dürer denken wir nicht, vielleicht spüren wir aber ein Erzittern in unserem Innern wie vor Rembrandt. Gewiß, nur Schwarzweiß-Holzschnitt! Wir kommen nicht in Gefahr, unsere Netzhaut der Einwirkung von Farbentönen auszusetzen, sondern sehen nur Striche, Flächen, schwarz auf weiß, und das Ganze ein einziger Kampf zwischen Licht und Finsternis, zwischen Aufgang und Untergang, zwischen Erlösung und Verdammung, den Leidensweg und die Auferstehung, die „Passion".

In einer Folge von acht Blättern hat ein Begnadeter in tiefster Frömmigkeit nach Gestaltung gerungen und in sprödem Holze grandiosen Ausdruck für das Erlebnis seiner Seele gefunden. Welten trennen den Künstler von der religiösen Kunst herkömmlicher Observanz. Die sentimentale Bibelmalerei des XIX. Jahrhunderts versinkt in ein Nichts angesichts dieser vom kalten Stichel aus dem Holz gelösten Schreie ...

Und doch, des Gottmenschen Erleben plastisch vor uns aufgebaut:

Am runden Tisch mit den Jüngern, durch Feuergarben unterbrochen „Jesus nahm das Brot, nahm den Kelch und dankte, gab ihnen und sprach ..."

In Gethsemane: „Mein Vater, ists nicht möglich, so geschehe dein Wille"

aber sie starben sowohl infolge eigener menschlicher Schwächen als auch infolge des Mangels an Lebensmöglichkeit inmitten einer völlig anders orientierten Wirtschaftsweise. Die seligen Inseln idealer Lebensgestaltung wurden erbarmungslos von den Wellen der wirtschaftlichen Wirklichkeit hinweggespült.

2

Was aber in der Arbeiterbewegung lebendig blieb, das war die Forderung nach Einschränkung der Kinder-, Frauen- und Sonntagsarbeit und vor allem der Arbeitszeit. Nun räumte die Zeit der durch das Auftreten der Sozialdemokratie angeregten sozialen Reformen mit vielen Mißständen auf. Was blieb, war der durchschnittliche zehnstündige Arbeitstag, dem die Arbeiterforderung den achtstündigen gegenüberstellte. Die Durchsetzung dieser Forderung war ziemlich aussichtslos, bis plötzlich die Novemberrevolution 1918 wider Erwarten die Einführung der achtstündigen Arbeitszeit ermöglichte, wovon auch reichlich, zweifellos allzu schematisch, in Fabrik-, Handwerks-, Post- und Eisenbahnbetrieben Gebrauch gemacht wurde unter entsprechender Verkürzung der Schichtenlänge im Bergbau. Die Erreichung des achtstündigen Arbeitstages galt in der Arbeiterschaft als die wichtigste Errungenschaft der Revolution. Und weil dabei sittliche und kulturelle Motive mitbestimmend sind, wird der Behauptungskampf für den Achtstundentag getragen vom Pathos humanitärer Moral; hatte doch die Arbeiterschaft bis weit in die bürgerlichen Kreise hinein auf mächtige Sympathien für *diesen* Punkt ihrer Bestrebungen rechnen zu dürfen geglaubt. Und zweifellos dürfte es in der überwiegenden Mehrheit unseres Volkes freudig empfunden werden, daß es im Verlauf von hundert Jahren einen gewaltigen Schritt in der Verbesserung der Arbeitsverhältnisse vorangegangen ist.

Heute aber fordert alle Welt, mit Ausnahme der Arbeiter selbst, eine Verlängerung der Arbeitszeit, und diese Forderung wird auch nahezu restlos in allen Betrieben erfüllt. Zwar wehrt sich die Arbeiterschaft in ohnmächtigen Streiks dagegen, wird sich aber schließlich doch fügen müssen. Wichtig ist, daß die öffentliche Meinung sich wie 1918 für, so heute *gegen* die achtstündige Arbeitszeit erklärt. Als Grund dafür wird unsere nationale Armut angeführt, die man nur durch größte Arbeitsintensität und Verlängerung der Arbeitszeit überwinden könne. So wie ein verschuldeter Betrieb nur durch mehr Sparen und mehr Arbeiten hochkomme, so auch die deutsche Wirtschaft. Der Zehnstundentag als Minimum sei Voraussetzung für die Rettung Deutschlands. Diese heute ziemlich allgemeine und auf den ersten Blick einleuchtende Ansicht hat ihren Ursprung in schwerindustriellen Kreisen. August Thyssen und Hugo Stinnes sagten schon vor einigen Jahren: die einzige Rettung Deutschlands liegt in ganz großer Überarbeit. Man müsse den Mut haben, das der Bevölkerung zu sagen. Die von diesen Kreisen aufgekaufte und finanzierte Presse hat diesen „Mut" gehabt. Sie hatte Erfolg; nicht zuletzt aus dem Grunde, daß nach uralter Veranlagung des Volkes Kants dasjenige Argument am meisten Aussicht auf moralischen Erfolg hat, welches sich an das Pflichtgefühl und die Entsagungsbereitschaft wendet. Insbesondere in den idealistischen Kreisen des Bürgertums, zu denen doch unsere Geistlichen und die Mehrzahl der Kirchenbesucher gehören, wirkt das sehr fruchtbar. Und ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich annehme, daß die überwiegende Zahl dieser Menschenklasse sich *gegen* die achtstündige Arbeitszeit entscheidet, also die *kirchliche* Stellung in dieser Frage sich *gegen* den Willen der Arbeiterschaft wendet. Und das nicht aus vielleicht tiefwurzelnden Klassengegensätzen, sondern aus ideeller Gesinnung. Handelt es sich doch darum, dem Vaterland durch ein Opfer an herber Pflichterfüllung zu helfen. Und selbst „sozialgerichtete", arbeiterfreundliche Pfarrer sind in diesem Punkte irre geworden. Das zeigt auch folgender Brief, der uns zuging:

Jetzt ist die große Arbeitslosigkeit. Überall treffe ich in meiner Gemeinde auf Fabrikarbeiter, die behaupten: Die Arbeitgeber, die Kapitalisten haben diese Arbeitslosigkeit absichtlich herbeigeführt, um den Zehnstundentag wieder einzuführen. Sie wüßten es genau, in ihren Betrieben wäre Arbeit genug; es wäre nur eine Machtprobe des Kapitalismus, jetzt die Errungenschaften der Revolution zu vernichten. ... Sind jetzt nicht wirklich die Waren des Auslandes billiger als die unsrigen? Ist nicht der Achtstundentag unorganisch, gewalttätig fast, eingeführt? Mußte er nicht vielmehr langsam errungen werden in guten Geschäftsjahren? ... Wer hat Recht? Die Arbeiter oder der Arbeitgeber, der sagt: Wir können bei dem Achtstundenarbeitstag nicht mit dem Auslande konkurrieren? Ich denke, diese Frage bewegt jetzt Viele.

Man liest aus dem Brief ein Sich-nicht-erwehren Können der ideellen und sachlichen Gründe heraus und doch den Verdacht, ob nicht eine bewußte Mache der Unternehmer vorliegt. Als verwirrendes Moment kommt in Betracht, daß selbst in sozialistischen Kreisen (Heimann, Schippel) die Berechtigung des Achtstundentages im Hinblick auf die so notwendige Produktivität der Wirtschaft angezweifelt wird. (Siehe Soziale Praxis 1923 Nr. 37 u. 38.)

So kam es zum Ermächtigungsgesetz vom 21. Dezember 1923 (veröffentlicht im Deutschen Reichsgesetzblatt vom 31. Dezember), wonach der Achtstundentag auf Grund tariflicher Vereinbarung bis zur Höchstdauer von zehn Stunden überschritten werden darf. An dreißig der Wahl des Arbeitgebers überlassenen Tagen im Jahre kann mit Übereinstimmung der Betriebsvertretung auch ohne tarifliche Regelung zwei Stunden mehr gearbeitet werden. Danach ist grundsätzlich am Achtstundentag festgehalten gegen die weitergehenden Wünsche der Unternehmerschaft, die eine Beseitigung der Regelung der Arbeitszeit durch Staatsgesetz, schließlich eine Beseitigung der tariflichen Regelung überhaupt als Endziel ihres Kampfes erstrebt.

Genau besehen war es nie eigentlich sozialistische Theorie, unter allen Umständen an der achtstündigen Arbeitszeit festzuhalten. Vielmehr handelte es sich immer, auch bei Bebel und den Saint-Simonisten, um die Aufrechterhaltung einer für die Bedürfnisbefriedigung der Gesamtheit notwendigen Mindestarbeitszeit, die gelegentlich acht Stunden überschreiten *kann*. Die russisch-bolschewistische Praxis hat sich durch die Wirtschaftslage gezwungen um das Schema des Achtstundentages nicht gekümmert und damit, den doktrinären Schematismus verachtend, nur den recht verstandenen Sinn des Sozialismus zu verwirklichen geglaubt. Und auch wir dürfen uns bei Beurteilung der Sachlage der Notwendigkeit nicht verschließen, daß je nach Zeit und Umständen zehn, selbst zwölf Stunden am Tage gearbeitet werden muß. Es kann Verhältnisse geben, die vorübergehend alle humanitären Erwägungen ausschalten aus „höherer" Humanität und einen förmlichen Raubbau an menschlicher Arbeitskraft fordern; denn die soziale Gemeinschaft muß mehr als das Wohl des einzelnen Arbeiters gelten. In unserm Falle aber handelt es sich darum zu prüfen, ob *heute* unter den *jetzigen* Umständen eine Zeitlage, welche eine die normale Arbeitsdauer überschreitende Ausdehnung fordert, gegeben und diese aus sittlichen und praktischen Gründen zu vertreten ist.

Man kann an diese Frage von den verschiedensten Gesichtspunkten aus herantreten, und je nachdem wird die Antwort verschieden ausfallen. Soviel ich sehe, kommen fünf Gesichtspunkte in Betracht, unter denen das Arbeitszeitproblem beurteilt werden kann: 1. unter dem Gesichtspunkt der Produktivität, 2. der Rentabilität, 3. des Volkswohles, 4. der Humanität, 5. der Religiosität.

In nationalökonomischen Darstellungen werden die ersten beiden Begriffe in der Regel streng gesondert. Man versteht unter Produktivität die Fruchtbarkeit des Arbeitsprozesses an Produkten, sowohl der Quantität als der Qualität nach. Davon zu unterscheiden wäre die Renta-

bilität, die bemessen wird nach der Höhe der Differenz zwischen aufgewandtem und erzieltem Wert, zwischen Anlage und Erlös. Diese Differenz stellt den Gewinn des Unternehmens dar. Die Produktivität bemißt sich nach der Höhe der Produktionssumme und Qualität der Produkte, die Rentabilität nach der Höhe des Gewinnes. Beide Begriffe decken sich in der Praxis nicht. Es kommt vor, daß auf Kosten der Produktivität die Rentabilität gesteigert wird, daß man beispielsweise eine teure Verbesserung der maschinellen Einrichtungen unterläßt und lieber bei höherem Gewinn weniger produziert als durch Steigerung der Produktion die Rentabilität vermindert. Konkrete Beispiele hiefür sind private Lokomotivfabriken im Verhältnis zu den staatlichen in der Nachkriegszeit oder die Arbeiterentlassungen im Herbst vorigen Jahres, die vorgenommen wurden unter Einschränkung der Produktivität zur Steigerung der Rentabilität. Für unsern Zweck dürfte die Trennung dieser Begriffe nicht in Frage kommen, da im allgemeinen anzunehmen ist, daß, wenn wie hier die Leistung des einzelnen Arbeiters in Frage steht, eine höhere Produktivität gleichzeitig eine höhere Rentabilität bedeutet. Dagegen werden in ökonomischen Darstellungen die Begriffe der Humanität und Religiosität zusammen unter dem Gesichtspunkt der „kulturellen Bedürfnisse" behandelt. Wir wollen diese Begriffe auseinanderhalten; für uns sind das zwei verschiedene Sachgebiete. Das Letztere steht unbedingt über dem Ersteren und kommt hauptsächlich in Frage bei der Stellung der Kirche zur Sache.

3

Man hat nun vielfach Untersuchungen angestellt über die Frage: Bei welcher täglichen Arbeitszeit leistet die menschliche Arbeitskraft am meisten? Dabei muß vorausgesetzt werden, daß diese Arbeitszeit Tag für Tag innegehalten und ihre Produktivität nicht nach ausnahmsweisen vorübergehenden Verlängerungen berechnet wird. Man nennt diese Zeit den „Optimalarbeitstag". Die Leistung des Arbeiters ist nun nicht zu allen Tagesstunden dieselbe. Übereinstimmend wurde festgestellt, daß die Kurve der Leistung in der ersten Stunde in mittlerer Höhe beginnt, im Folgenden rasch ansteigt, sich einige Zeit im Maximum erhält und dann zu sinken beginnt. Die sinkende Tendenz hält an bis zum Ende des Arbeitstages. Das ist die Tatsache. Sie unterliegt aber einer doppelten Auslegung. Die Arbeiterfreunde sagen, daß nach der achten Arbeitsstunde die Leistung noch mehr sänke, die Leistung also in keinem Verhältnis zur aufgewandten Zeit und den Produktionskosten stünde, ja, daß sogar die Möglichkeit nicht ausgeschlossen sei, daß sich die Generalunkosten nicht mehr rentierten, der Betrieb also mit Schaden arbeite. Die Unternehmerfreunde dagegen behaupten, das Sinken der Leistungskurve sei veranlaßt durch die Erwartung des baldigen Arbeitsendes. Würde dieses hinausgeschoben, verzögere sich die Senkung der Kurve und würde zuletzt auf keinem tieferen Punkt anlangen als bei Beendigung nach acht Stunden. Stellt man diese beiden Ansichten sich gegenüber, so steht fest, daß am Gesichtspunkt der Produktivität gemessen das Ergebnis mindestens zweifelhaft bleibt. Nimmt man aber noch andere Berechnungen und sonstiges statistisches Material hinzu, so wird sich das Ergebnis zu Gunsten der achtstündigen Arbeitszeit verschieben. Nach seinen Beobachtungen beim Zeißwerk-Jena hat Abbe mitgeteilt, daß bei achtstündiger Arbeitszeit dem Arbeiter trotz gleichem Akkordsatz höhere Akkordlohnsummen ausgezahlt werden mußten als bei neunstündiger Arbeitszeit. Es wurde also in acht Stunden mehr produziert als in neun. Als optimale Arbeitszeit hat er 7,1 Arbeitsstunden errechnet, da sei die Leistung am höchsten, die achtstündige allerdings nicht viel unter ihr. Sonstiges statistisches Material steht in erdrückender Fülle zur Verfügung, welches zeigt, daß die produktive Leistung bei Einschränkung der Arbeitszeit in den seltensten Fällen zurückgeht, häufig gleichbleibt, vielfach gesteigert wird *). Und wo nach der Revolution die Leistung des einzelnen Arbeiters nicht auf voller Höhe war, so sind dafür andere Faktoren verantwortlich zu machen: schlechter Stand der Produktionsmittel, Unterernährung, politische Erregtheit, jedoch nicht die Einschränkung der Arbeitszeit.

Nun muß freilich gesagt werden, daß am Produktionsfaktor gemessen die Arbeitsdauer in den verschiedenen Betrieben verschiedene Resultate zeitigt. Die Organisation der Maschine kann vom Arbeiter auch in der 9. und 10. Arbeitsstunde volle Bedienung erzwingen. In Hütten-, Walz- und Mühlenwerken, wo die Arbeit vielfach in der Beobachtung von Prozessen besteht, kann bei zehnstündiger Arbeitszeit mit eingelegten Pausen ein Drittel der Arbeitskräfte eingespart werden. Ähnliches gilt vom Eisenbahn- und Postbetrieb, wo in die Arbeitszeit lediglich Bereitschaftsdienst fällt. Hier könnte unter dem Gesichtspunkt der Produktivität an eine Erhöhung der Arbeitszeit gedacht werden, und sie ist auch meist erhöht. Aber auch hier gilt Vorsicht. Denn zieht man in Betracht, daß der Grad der Ermüdung auch bei beobachtender und bedienender Tätigkeit in der 9. und 10. Arbeitsstunde sehr hoch sein wird, die Aufmerksamkeit also vermindert ist, bedenkt man weiter, daß bei Aufzwingung der verlängerten Arbeitszeit Groll und Verbitterung den Willen und die Lust zur Arbeit beeinträchtigen, dann wird auch die Beobachtung der Prozesse und Maschinen eine nachlässige und die Gefahr von Unglücksfällen, wie sie bei Hochöfen und fahrenden Zügen naheliegen, gegeben sein. Manches Eisenbahnunglück der Vorkriegszeit war auf Übermüdung des zu lange Strecken bei ungenügender Erholungszeit fahrenden Zugpersonals zurückzuführen. Bedenkt man dies, so ist es zum mindesten fraglich, ob auch in solchen Betrieben durch Erhöhung der Arbeitszeit Ersparnisse eintreten.

Mit der Erhöhung der Arbeitszeit ist aber der Unternehmerschaft allein nicht gedient. Selbstverständliche Voraussetzung dabei ist 1. daß die 9. und 10. Arbeitsstunde nicht als Überstunde bezahlt, 2. daß die Löhne überhaupt reduziert werden. Nur so würde die Erhöhung der Arbeitszeit gleichzeitig die Produkte verbilligen und eine Unterbietung der Weltmarktpreise eintreten. Es wäre aber völlige Täuschung, wenn man glaubt, dann wäre für die Gesamtheit etwas erreicht. Denn die Industrie des Auslandes würde eine solche Unterbietung nicht tatenlos hinnehmen; es würde seinerseits die Arbeitszeit verlängern und die Löhne drücken. Die österreichische Industrie schickt sich, gedrängt durch das deutsche Beispiel, bereits an, auch ihrerseits die Arbeitszeit zu erhöhen, und die Schweiz hat am 17. Februar über die Lex Schultheß abgestimmt, welche das Schicksal der achtstündigen Arbeitszeit entscheiden soll. Das Gesetz wurde freilich mit starker Mehrheit abgelehnt. Das allgemeine internationale Wettrennen nach Unterbietung und Verbilligung kann wieder beginnen, d. h. ein Wettrennen nach langer Arbeit und kurzen Löhnen. Der Konkurrenzkampf nähme allmählich, wie vor 80 Jahren, sinnlose Dimensionen an. Und weder Unternehmer noch Arbeiter hätten einen Vorteil; es gingen nur in der ganzen Welt diejenigen sozialen Errungenschaften verloren, die nach langen Erfahrungen und Kämpfen endlich errungen und bei ihrer Verwirklichung als so menschenwürdig begrüßt worden waren **).

*) Vgl. das sorgfältige Werk von Otto Lipmann: Das Arbeitszeitproblem, Berlin, Institut für angewandte Psychologie 1924, das wir noch besonders würdigen werden.

**) Aus Furcht vor Konkurrenz zögern die Mächte, das Washingtoner Abkommen über den Achtstundentag zu ratifizieren. Genau wie in der Abrüstungsfrage soll immer der Andere vorangehen. Die Tschechoslowakei hat ratifiziert. Ihr Regierungsvertreter hat aber auf der 21. Tagung des Verwaltungsrates des Internationalen Arbeitsamtes Ende Januar in Genf erklärt: sie hätte es deshalb getan, weil die Vertreter aller großen Industrieländer dem Übereinkommen in Washington zugestimmt hätten. Die

sönlichkeiten, und das überdies mit einer wohltuenden Schlichtheit und Wärme des Tons geschrieben ist, wird jeden Leser fesseln und mit Dankbarkeit für den Verfasser erfüllen.

Frankfurt am Main Erich Foerster

Die Reden Gotamo Buddhos. Aus der Mittleren Sammlung, Majjhimanikâyo des Palikanons. 3 Bände. — **Die letzten Tage Gotamo Buddhos.** Aus dem großen Verhör über die Erlöschung Mahâparinibbânasuttam des Palikanons. — **Die Lieder der Mönche und Nonnen Gotamo Buddhos.** Aus den Theragâthâ und Therîgâthâ. — **Der Wahrheitspfad,** Dhammapadam. Ein buddhistisches Denkmal, aus dem Pali. — **Die Reden Gotamo Buddhos.** Aus der Längeren Sammlung, Dighanikâya des Palikanons. 3 Bände. (Erscheint demnächst.) Übersetzt von Karl Eugen Neumann. 2., auch 3. Aufl. München, R. Piper & Co.

Habent sua fata libelli — die vorliegende Übersetzung K. E. Neumanns hat eine höchst merkwürdige Geschichte. Der Verfasser, ein überaus kenntnisreicher wissenschaftlicher Outsider, ein „ungeselliger, beharrlicher Erzgrübler“ (um seine eigenen Worte zu gebrauchen), warf sich wie Schopenhauer und andere Geistesverwandte der altindischen Erlösungsweisheit in die Arme. Seine Vorliebe für den Buddhismus trieb ihn nach Ceylon, zu den Mönchen Buddhas, die bis zum heutigen Tage das alte kanonische Schrifttum des Buddhismus mit peinlicher Treue hüten. Die kostbaren Früchte seiner dortigen Studien sind die Übersetzungen der wichtigsten und schönsten Werke des Palikanons, die zum größten Teil in den 90er Jahren erschienen. Sie fanden in den fachphilologischen Krisen teils eine leidlich günstige Aufnahme, teils eine schroffe Ablehnung. Als Neumann 1915 in Wien starb, hatte nur eine einzige Schrift (die Übersetzung des Suttanipâto) eine Neuauflage erlebt. 1921 veranstaltete der Verlag Piper von der „Mittleren Sammlung“ eine geschmackvoll ausgestattete Taschenausgabe. Sie fand eine so starke Nachfrage, daß in diesem Jahre eine weitere Massenauflage nötig wurde, die das 60. Tausend erreicht hat. In rascher Folge erschienen nun auch die übrigen Übersetzungen in dem gleichen handlichen Format.

Diese plötzlich einsetzende Massenverbreitung der buddhistischen Paliwerke in der Neumannschen Übertragung ist ein beredtes Zeugnis für die starke buddhistische Neigung, welche in der Nachkriegszeit weite Bildungsschichten Deutschlands ergriffen hat. Der ungeahnte Erfolg ist aber zugleich auch eine ehrende Anerkennung, welche der während seines Lebens verkannte Forscher vollauf verdient hat. Neumann war ein Sprachgenie, was schon daraus ersichtlich ist, daß er auch eine italienische Übersetzung der „Mittleren Sammlung“ zu schaffen imstande war. Was er vor den allermeisten europäischen Übersetzern der alten buddhistischen Schriftwerke voraus hat, ist eine intime Einfühlung in den Sprachgeist des Pali, die ihn befähigt, den eigentümlichen Hauch, der über dem buddhistischen Urtext weht, dem deutschen Leser mitzuteilen. Traduttore — traditore (der Übersetzer ein Verräter): dieses italienische Sprichwort bewahrheitet sich gerade hier nicht. Der ruhevolle Rhythmus, die schmelzende Innigkeit, die reichen Kunstmittel der Urspache sind in dieser Verdeutschung wiedergegeben. Gewiß vermag auch eine feine und kongeniale Verdolmetschung den ganzen Zauber des Palikanons nicht zu vermitteln. Dieser dem klassischen Toskanisch des Trecento ähnelnde, schmiegsame, weiche und klangvolle Dialekt gehört ja zu den schönsten Sprachen der Welt und ist wie kaum eine andere dazu geschickt, das äußere Gewand für die Ruhe schenkende Botschaft des Buddha zu bilden. Wem es gegeben ist, in die Geheimnisse dieser Sprache einzudringen, der erfaßt damit von selbst etwas vom Innersten buddhistischer Frömmigkeit. Ruhe und Frieden, Lauterkeit und Heiligkeit offenbaren sich in den Klängen und Rhythmen dieser kanonischen Texte. Daß Neumann dem des Pali Unkundigen eine schwache Ahnung vom religiösen Geist dieses Schrifttums mitteilt, das ist sein hohes Verdienst, das weder durch angebliche philologische Mängel noch auch durch bestimmte Absonderlichkeiten im Gebrauch der deutschen Sprache geschmälert wird.

Neumanns Übertragung scheint geeignet zu sein, eine Art „Lutherbibel“ für die deutschen Buddhisten zu werden. Wer die Äußerlichkeit und Selbstsucht, Mammonsgier, Machtlust und Sinnlichkeit des „christlichen“ Europa betrachtet, der kann sich nur aufrichtig darüber freuen, daß durch eine solche buddhistische Bibel etwas von der Innerlichkeit und Welterhabenheit, Reinheit und Milde des Buddha dem abendländischen Geiste eingepflanzt wird. Wer freilich mit dem unerschöpflich reichen Schrifttum des Christentums vertraut ist und seine köstlichen Perlen geschaut hat, der wird sich weder durch die Formenschönheit noch durch Gedankentiefe der buddhistischen Literatur in Neumanns Hoffnung bestärken lassen, daß „einst der Buddhismus, Vielen zum Heil, als Religion der Menschheit gepriesen werde“. Gerade der unbefangene Leser der Neumannschen Übertragung (die im Gegensatz zu anderen Übersetzungen keinerlei Kürzung am Original vornimmt) wird ein starkes Gefühl von der ungeheuren Monotonie und Einförmigkeit der alten buddhistischen Heilslehre bekommen, aber ebenso von der „außerordentlichen Dichte“, um deren willen (wie Neumann, sich selbst widersprechend, an einer anderen Stelle sagt) „die Buddhalehre immer nur einer kleinen Schar nicht lästig und schwer fallen wird“.

Marburg Friedrich Heiler

Sadhu Sundar Singh. Ein Apostel des Ostens und Westens. Von Friedrich Heiler. Basel, Friedrich Reinhardt 1924. 234 S.

Tagore, Gandhi, Sundar Singh. Dazu das Buch von Glasenapps über den Hinduismus (vgl. Nr. 3/4 Sp. 58). Unsre Gedanken werden mit Gewalt nach Indien gezogen*). Und kein Buch wird das in unsern christlichen Kreisen so kräftig tun wie dieser Heilersche „Sadhu“. Man hat ja von dem Sadhu schon ganz viel gelesen und gehört. Und „Der Sadhu“ von Streeter und Appasamy ist uns aus dem Englischen verdeutscht worden (Gotha, F. A. Perthes A.-G. 1922). Nun aber hat uns hier ein deutscher Forscher mit voller Beherrschung des Materials und der Problematik ein Bestes dargeboten. Ich gestehe, daß es mir früher schwer wurde, mich für den Sadhu zu interessieren. Auch seine Apostelfahrt durch Deutschland stieß mich mehr ab; hätte ich den Mann selber gesehen und gehört, würde das ja anders gewesen sein: so hatte ich den Eindruck einer christlichen Sensation. Auch Heilers Aufsatz in diesem Blatte, Nr. 27/28 bis 31/32 d. v. J., überzeugte mich nicht, er war mir zu überschwenglich. Aber nachdem ich Sundar Singhs Leben, Taten und Meinungen in dieser Gründlichkeit, Vollständigkeit und Besonnenheit von demselben Heiler dargestellt in mich aufgenommen habe, bin ich ganz dem Manne zugekehrt. Noch stört mich höchstens, daß der Heilige schon bei Lebzeiten so analysiert und gefeiert wird. Aber vielleicht schadet es ihm nicht. Und überschätzt kann seine Erscheinung kaum werden. Es ist etwas ganz Großes für die Menschen, auch für die Wissenschaft unsrer Zeit, daß uns lebend, in der Gegenwart, eine so ganz wie aus dem Urchristentum selber herausgeborene Persönlichkeit geschenkt wird, von dieser Naivität des Glaubens, mit diesem reinen Apostleleifer und dieser charismatischen Weihe. Ich begreife Heiler, den Christen und den Religionshistoriker, nun vollkommen, daß er (wie auch Söderblom) den Sadhu so hoch stellt und ein dickes Buch über ihn schreibt. Man soll es nur lesen. Da ist kein Laie und kein Theologe unter uns, nicht Mann und nicht Frau, die sich dem wunderbar Wirklichen dieser Erscheinung werden entziehen können, wenn sie sich so, wie der Verfasser es ihnen ermöglicht, in sie vertiefen. Eine Fülle wertvoller Worte des Sadhu sind wiedergegeben, die Begebenheiten seines Lebens wohl aufgereiht, nötige Untersuchungen, willkommene Vergleiche sind angestellt, Kritik ist geübt, Ordnung gebracht in die Fülle der Gedanken und Taten, Ergebnisse gezogen für Christentum und Kirche, Indien und Asien, für unser europäisches Abendland, schließlich in gelehrten Anmerkungen jeder Wißbegier der weitere Eingezeig vergönnt — was will man mehr? Und zwischen den Zeilen darf man auch noch manches lesen. Rade

Michael Hahn. Einführung in seine Gedankenwelt mit Auswahl aus seinen Werken. Von Gottlob Lang. Stuttgart, Strecker und Schröder 1922. 302 S. (mit Hahns Bild.)

Es war keine leichte, bleibt aber eine verdienstvolle Arbeit, aus den schwer zugänglichen 15 Bänden von rund 12 000 Seiten der Werke des originellen schwäbischen Bauern Michael Hahn von Altdorf bei Böblingen, 1758—1819 (nicht zu verwechseln mit dem geistesverwandten Schüler Ötingers, Pfarrer Philipp Matthäus Hahn), eine wortgetreue Auswahl zu bieten, die diesen Vater der 15 000 Seelen zählenden Hahnschen Gemeinschaft (Michelianer) in seiner wahren Bedeutung und kernhaft schwäbischen Art zeigt. Der Herausgeber erinnert bei dem feurigen Geistesflug dieses ungeschulten Bauernsohns an dessen Altersgenossen Schiller und vergleicht tiefe Gedanken dieses Gottsuchers mit Aussprüchen aus Goethes Faust; auch Dante hätte verglichen werden können.

Hahns Mannhaftigkeit und Aufrichtigkeit gegenüber Vertretern der Kirche wie von Separatisten, seine völlige Versenkung in Gott, die mit dem „der Welt rein ab und Christus an“ ganzen Ernst macht in Denken und Leben; diese strenge Abweisung alles „Päpstlens“ in der evangelischen Kirche neben demütigem Geltenlassen Andersdenkender verdient vollste Anerkennung. („Wir binden uns an Niemand nicht, froh, daß wir losgebunden; wir nützen eines Jeden Licht, den wir erleuchtet funden.“ „Wenn ich heut anfienge, eine Gemeinde zu bilden, und ich wüßte ihr die beste Verfassung und Einrichtung zu geben und würde auch die edelsten Menschen meines Bedünkens dazu auswählen, so würde es in kurzer Zeit auch ein kleines Babel sein.“ „Ich wünsche, daß sich ja Niemand nach mir einen... aner nennen möchte.“ „O es ist ein närrisch Zanken, hört man einen Sectenstreit, Man hört Dinge wie von Kranken, wo die Hitz sich überschreit.“)

An Hahn mögen heutige Theo- und Anthroposophen, die sich einbilden, neben allerlei irdischem Treiben und Wesen als Extratour in Theosophie machen zu können, den heiligen Ernst wahrer Gottversenkung kennen lernen. Da mögen Bauern und Bauernbunde sich fragen, ob ihr Stand aus seinem jetzigen Materialismus noch einmal zu der Höhe sich heben kann, auf der solche Geistesflüge möglich sind. Gustav Gerok

*) Dazu die „Indische Missionsgeschichte“ von Julius Richter, jetzt in zweiter Auflage, 570 Seiten stark! Der Name des Sadhu scheint in dem Werke nicht vorzukommen.

Jésus Élete. Irta Szimonidesz Lajos. **Das Leben Jesu.** Von Ludwig Szimonidesz. Budapest (Kultura-Nyomda) 1922. 208 S. In ungarischer Sprache. 1. Die Quellen. 2. Aufarbeitungen der Quellen. 3. Die Probleme.

Die Studie verarbeitet eine Unmasse einschlägiger deutsch-theologischer Literatur, namentlich auch über die apokryphischen Legenden und geschichtlichen Mystifikationen in Vergangenheit und Gegenwart. Rühmend hervorzuheben ist die sichre Einführung in die Quellenscheidung der Synoptiker (Zwei-Quellen-Theorie), die Klarlegung der theologischen Entwicklungslinie Paulus-Johannes, der Versuch, den Inhalt des Evangeliums Jesu rein aus der rekonstruierten Logienquelle auszuschöpfen. Für die Darstellung ist Wredes scharfe Kritik und Wellhausens „kühle Objektivität" maßgebend gewesen. Das Buch will offenbar in der Art der „Religionsgeschichtlichen Volksbücher" auch in ungarischen Laienkreisen das bislang fehlende Verständnis für die geschichtlichen Probleme des Christentums erwecken. Dazu schleppt es aber viel zu viel, zum großen Teil recht unerquicklichen und durchaus unnötigen Kleinkram mit, der die Leser nur verwirrt und innerlich dem Stoffe, für den es erwärmen soll, entfremdet. Vielleicht entschließt sich der Verfasser, der offensichtlich mit der Literatur der deutschen Theologie in guter Fühlung steht, zu einer Umarbeitung seines Buches, die nur auf die großen Züge der Leben-Jesu-Forschung eingeht, dafür aber dem Evangelium und der Persönlichkeit Jesu mehr Raum und mehr — Wärme widmet.

Wie verlautet, ist Szimonidesz seines Buches wegen von seiner Kirchenbehörde des Amtes entsetzt worden. Dazu liegt in dem Buche, das zwar kritisch gerichtet ist, aber den Stoff durchaus mit Ernst und Würde behandelt, ein Grund keineswegs vor, wie denn überhaupt der Verfasser u. a. auch durch ein deutsches Kirchenliederbuch, das er in Marburg (1922) eigens für seine Gemeinde (Nagyhörzsöny = Deutsch-Pilsen) hat drucken lassen, sein reges Interesse für Amt und Gemeinde bekundet hat.

Hermannstadt Adolf Schullerus

Die Idee der Religion. Prinzipien der Religionsphilosophie. Von Friedrich Brunstäd. Halle, Max Niemeyer 1922. 316 S.

Wenn es der Philosophie gelingt, die Struktur eines bestimmten Erkenntnisgebietes — Natur, Geschichte, Kunst, Religion — sichtbar zu machen und so in einer begrifflichen „Hinsicht" oder „Idee" die einzelnen Phänomene zur Einheit zusammenzuschauen, so erweist sich ihr Prinzip als fruchtbar. In diesem Sinne ist für Brunstäd die „Idee der Religion" einerseits der Aufbau ihres einheitlichen Gefüges, andrerseits die Grundlegung des eigentlichen Sinnes der Religion. Der hier gefundene „Allgemeinbegriff" muß sich bewähren in seinem Erklärungswert, den er „für das Verständnis der großen Typen in sich schließt."

Der neue Wahrheitsbegriff, der nach Brunstäd zu einer sinnvollen Durchdringung der religiösen Erfahrung führt, ist der Begriff des Unbedingten. Un-be-dingt, d. h.

1. nicht dinghaft, real (res = Ding), substantiell,
2. nicht absolut, abgelöst, abstrakt, für sich.

Durch diesen kritischen Wahrheitsbegriff ist nach Brunstäd die Religion befreit von dem Glauben an ein transzendentes, für sich bestehendes, meta-physisches Objekt und gebunden an das, was das Primäre jeder Erfahrung ist: die unmittelbare, „offenbare" Erlebnisgrundlage. Religiöse Erfahrung ist dann das Ergriffensein von der unbedingten (nicht dinghaften!) Wertwirklichkeit des persönlichen Lebens.

In der dinghaft-realistischen Auffassung wird die religiöse Idee der Überwelt intellektuell umgedeutet. Die Frage: Glaubst du an Gott? ist gleichbedeutend mit der Frage: Hälst du die Existenz einer jenseitigen, realen Welt für wahr?

In der kritisch-idealistischen Auffassung wird die Überwelt zur „Innenwelt"*). Wir werden Gottes inne, nicht durch Vorstellung, Denken, Fühlen, Wollen, sondern umgekehrt: durch Innerlichkeit, Geist-lichkeit, Erlebnis, Glauben. Gott wird nicht gedacht, sondern geglaubt. Gott-Innigkeit — das ist das Wertvolle an der Mystik — wird nicht auf dem Umwege der Sinne, Gefühle, Gedanken erreicht, sondern durch Besinnung auf den Sinn und Ursprung des eigenen Seins und durch Versenkung in die Tiefe Gottes.

Religion ist Wert-Wirklichkeit. Glaube ist Überwindung des Wertwiderstreites, der in dem religiösen Bewußtsein der Sünde erfahren wird. Je mehr wir uns vom Ganzen sondern, je willkürlicher, gesonderter, sündiger unser Leben ist, um so wertloser wird es auch, weil Werte nur im Ganzen und in Beziehung auf das Ganze ihre Stelle haben: „Ich kann das Vortreffliche tun, so werkgerecht wie nur möglich sein, tue ich es ohne Glauben, nicht aus Glauben, nicht aus dem Erlebnisse unbedingter, totaler Einheit der Persönlichkeit im Gewissen, in wirklichem Ergriffensein und Hingabe des Selbst, so bleibe ich sündhaft."

Teilhabe an der Wertwirklichkeit, nach Überwindung des Wertwiderstreites, heißt Seligkeit. Seele ist Innenwelt, der Geist „in" uns. Die Seele ist nicht unsterblich, sondern sie ist ewiges Leben, Gottes Leben an uns und durch uns.

*) Gegen subjektivistische Mißverständnisse können wir uns hier wegen Raummangels nicht verwahren.

Wir sehen alles in Gott. Brunstäd hat dieses Wort wieder wahr gemacht. Er befreit das Denken von toten Vorstellungen, die das Blühen des religiösen Lebens verkümmern ließen. Er macht aber zugleich diese „toten" Vergangenheitswerte sinnvoll und verständlich, indem er ihr Motiv aufzeigt. Aber so notwendig und sinngemäß die pietätvolle Anknüpfung kirchlicher Formen an das Alte und Ehrwürdige ist, so dringend ist heute eine grundsätzliche Umstellung nötig, die dem neuen Weltbild und dem gänzlich veränderten Lebensgefühl unserer Zeit Rechnung trägt. Gott ist gegenwärtig, nicht eine historische Größe, die man aus Büchern lernt. Kurt Plachte

Kants Lehre vom kategorischen Imperativ. Eine Einführung in die Grundfragen der Kantischen Ethik von Dr. Artur Buchenau. (Wissen und Forschen, Bd. 1.) 2. unveränderte Auflage. Leipzig, Felix Meiner 1923. 125 S.

Von neuem geht das bewährte Buch seinen Weg. Es will wirklich nur das Verständnis Kants fördern, nicht ihn nach einer besonderen Richtung hin deuten oder über ihn hinausführen. Also auch keine Popularisierung, keine Modernisierung, keine Verzuckerung, sondern ein vortreffliches Hilfsmittel für ein tiefdringendes Studium. Buchenau kann so streng sachlich und kanttreu verfahren, weil er an den Beruf des kritischen Idealismus glaubt. Im Gegensatz zu allen modernen Bekämpfern ist er überzeugt, daß eine bessere Zukunft für das deutsche Volk und zugleich für die Menschheit nur erblühen wird auf dem Boden des kritischen Idealismus. So ist das Buch aktuell trotz seiner strengen Selbstbescheidung. Stephan

Aus der Philosophen-Ecke. Kritische Glossen zu den geistigen Strömungen unsrer Zeit. Von Dr. Robert Drill. Frankfurt, Sozietätsdruckerei. 288 S.

Auch dem Journalisten, der Besseres als der Durchschnitt seiner Zunft zu sagen hat, flicht die Nachwelt keine Kränze. Darum hat der Schriftleiter des Feuilletons der Frankfurter Zeitung ein Recht, seine wertvollen, in bestem Stil geschriebenen Aufsätze herauszugeben. Es tut wohl zu sehen, was heute eine Tageszeitung ihren Lesern zumuten kann. Nicht bloß, daß Drill sie über alle Kulturfragen, mit besonderer Berücksichtigung der nationalökonomischen und philosophischen, auf dem Laufenden erhält: er tut es auch von einem ebenso festen wie hohen Standpunkt aus. Es ist wirklich beglückend, zu sehn, welchen geschlossenen Halt eine klare philosophische Grundstellung einem Menschen gibt, zumal wenn es die von Kant ist. Ihre beiden Hauptbestandteile, die Begrenzung der Kräfte unsrer Vernunft und das Sittengesetz, geben dem Verfasser den sicheren Maßstab, an dem er alle Erscheinungen mißt. In Kants weltgeschichtlicher, einzigartiger Tat hat sich die Vernunft, ja die Natur selbst ausgesprochen, und alles, was von ihr abweicht, ist darum falsch. Von da aus verwirft Drill alle Überschreitungen der Grenzen menschlicher Erkenntnis wie etwa bei Haeckel und Steiner, aber auch alle Theorien über notwendige Entwicklungen, die das Sollen verleugnen, wie bei Hegel, Marx u. A., aber auch die ganze Erlebnisseuche, zumal bei den Theologen, besteht nicht vor diesem Gericht. Hinter diesen Grundgedanken Kants leuchtet hier und da Religiöses auf, das in der Ehrfurcht vor dem persönlichen Gott und in dem Respekt vor dem geschichtlichen Jesus seinen Mittelpunkt hat. Friedrich Niebergall

Der Konflikt der modernen Kultur. Von Georg Simmel. München, Duncker und Humblot. 48 S.

Der Straßburger Philosoph ist inzwischen verstorben, aber dieser Vortrag liest sich wie heute geschrieben. Das Leben schafft sich — so zeigt er — Formen und widerstrebt doch immer wieder diesen erstarrenden Formen. Oft hat man veraltete durch neue ersetzt. Heute ist der Widerwille gegen die Formen überhaupt spürbarer als je, in expressionistischer Dichtung, in den vertiefsten Gedanken des Pragmatismus, in manchen Teilen der Jugendbewegung, in mystischer Religiosität. Gerade an dieser tut Simmel freilich dar, daß der Protest gegen alle Form, bei der Religion also das Absehen von jedem Objekt, nicht das Letzte bleiben kann. Das Wort „Glauben" wird sich nicht auf die Dauer aus einem Transitivum in ein Intransitivum verwandeln lassen. Die Spannung bleibt, „aber es ist auch ein ganz philiströses Vorurteil, daß alle Konflikte und Probleme dazu da sind, gelöst zu werden". Mulert

England nach dem Krieg.

Unter diesem Titel hat Werner Picht die Ergebnisse seines Englandbesuchs, zu dem ihn seine Anerkennung als Vorkämpfer der deutschen Settlement- und Volkshochschulbewegung im Jahre 1922 führte, in einer einzig sach- und lichtvollen Weise geschildert. (Kempten, Kösel. 138 S.) Die Charakteristik der englischen Seele in Großstadt wie ländlicher Kleinstadt, in der weltumspannenden Arbeit wie in der stillen, idyllischen Hingabe an die kleine Welt, die Darstellung der ganz konkreten sozialen Reformarbeit, die ihm Gelegenheit zu tiefstem Eindringen in die intime Struktur des englischen Lebens schuf, und die Hereinziehung der hochpolitischen und kulturellen Beziehungen in diese Zusammenhänge, vor allem aber die achtungsvolle und doch den deutschen Nationalstolz nie verleugnende, den Pazifismus ablehnende, aber gehaltene Annäherung begünstigende Erfassung der tiefsten Trieb-

kräfte englischen Wesens — dies innig verschlungene, künstlerisch geschaute — man lese die Partie über das round the corner Ganze offenbart eine Kongenialität und Vertrautheit mit englischem Leben, die mir bisher noch nie ähnlich begegnet ist. Man sollte das Buch von Hand zu Hand geben, um alle Kriegspsychose zu überwinden. Otto Baumgarten

Mark Rutherford.

Wenn es augenblicklich zu finanzieren wäre, müßte eine deutsche Übersetzung eines ganz eigenartigen Bekenntnisbuches unternommen werden. Verfasser ist ein als independenter kongregationalistischer Prediger beginnender, als ganz unbeamteter Evangelist im dunkelsten London endender fein- und tiefsinniger Jünger des ganz schlichten, menschlichen Jesus, der uns zugleich den unendlichen Wert der Arbeit an ein paar armen Seelen zur Empfindung bringt. Dabei sind der wundervoll einfache, aber plastische Stil und der von stetem Bewußtsein der eignen engen Grenzen begleitete Stolz des sich selbst auch in der zuerst überwundenen, dann wieder aufflebenden Liebe zu einer unerheblichen Seele stets treuen Mannes ergreifend. Das beste Mittel, um das englische Volk in seinen besten Teilen lieb zu gewinnen. Es ist in elfter Auflage London, Fisher Unwin erschienen: The Autobiography of Mark Rutherford. Dazu noch ein zweites Buch: Mark Rutherford's Deliverance. Beide: edited by his friend Reuban Shapcott. Je 1 Schilling. 1923 ist im selben Verlag eine neue Ausgabe in 6 Bändchen zu 4 Schilling mit einer höchst interessanten biographischen Einführung von Masingham erschienen, die nun auch Namen und Bild von William Hale White bringt. Otto Baumgarten

Das Gift, das zerstört. Von E. D. Morel. Mit Bildnis des Verfassers. Frankfurt a. M., Sozietätsdruckerei.

Niemand kann diese Schrift ohne tiefe Bewegung lesen. Was wir von unsern Blättern erfahren haben über Kriegsbeginn und den sogenannten Frieden, wird von dem Engländer bestätigt: auf deutscher Seite eine „turmhohe Unfähigkeit", aber auf der andern ein furchtbarer Zynismus. Man schaut entsetzt in Tiefen der Bosheit hinunter. Aus dem Büchlein spricht der sittliche Ekel des Verfassers angesichts der Lügen, mit denen man vor allem sein Volk getäuscht hat, um allen englischen Grundsätzen zuwider eine beutegierige Geheimpolitik vor dem Parlament zu verbergen. Bild, Lebenslauf und Vorwort des Verfassers lassen jenen niederdrückenden Gefühlen gegenüber etwas von der Hoffnung aufkommen, daß die Wahrheit, von solchen Männern getragen, auf dem Marsche ist. Und dies um so mehr, als Morel nicht bloß Entrüstung aufbietet, sondern genaue Angaben zeitgeschichtlicher und statistischer Art beibringt, um seine These von der Schuld aller Beteiligten zu erhärten.
Friedrich Niebergall

Handwörterbuch der Wohlfahrtspflege. Herausgegeben von Dr. Oskar Karstedt. Erste Lieferung 80 S. Berlin, Carl Heymann 1924.

Ein mutiges Unternehmen. Aber das Bedürfnis ist da und die Kräfte, es zu stillen, sind auch da. Vier Räte im Reichsarbeitsministerium haben sich zum Werke verbunden: Karstedt, Wölz, Richter und Julia Dünner, dazu ein Privatdozent, Max Christian. Auf acht Lieferungen ist das Ganze berechnet. Es gibt das sicherste Bild des schon Erschienenen, wenn wir die erledigten Titelworte vollständig hier aufführen, mit gelegentlicher Angabe der Spaltenzahl: Abzahlungswesen, Adoption, Alkoholismus (19 Sp. von vier verschiedenen Verfassern), Altersheime (4 Sp.), Angestelltenversicherung (4), Anzeigenschwindel, Anzeigepflicht, Arbeiterkolonie, Arbeiterschutz (13), Arbeitgeber (als Träger der Wohlfahrtspflege), Arbeitnehmer (desgleichen), Arbeitsbeschaffung, Arbeitshäuser, Arbeitslosenversicherung, Arbeitsmarkt, Arbeitsnachweis, Arbeitsrecht (12), Archive für Wohlfahrtspflege, Armenwesen (22), Asoziale Elemente, Asyle, Auswanderung, Bäderwesen, Bahnhofsmission (5), Berufsberatung. Guten Fortgang! Bei einem solchen Lexikon muß man frisch zugreifen, solange alles noch das Neueste ist. Rade

Die deutsche Dichtung von Hebbel bis zur Gegenwart. Von Adolf Bartels.

Dies Werk, das Bartels zu drei Bänden, von denen mir der erste und dritte vorliegen, ausgebaut und bis zur Gegenwart fortgeführt hat, bekundet durch die Folge seiner Auflagen (10. und 12.) den großen Einfluß, den der Verfasser gewonnen hat.

Ist er unserer deutschen Kultur von Segen?

Adolf Bartels ist kein Ästhet; vielmehr ist ihm die Frage, ob ein Dichter der deutschen Kultur förderlich oder schädlich ist, die entscheidende; er nimmt dem Kunstwerk seine Sonderstellung und seine Sondermaßstäbe und fügt es ein in die große Entwicklung, die in der Pflege und Gestaltung der seelischen Kräfte ihr Ziel hat. Dieser Standpunkt ist höchst unmodern; die Künstler insbesondere und dann die Zeitstimmung, die Anspruch auf ästhetische Kennerschaft erhebt, wenden sich dagegen. Für den Künstler ist der Standpunkt verständlich genug: er will als Künstler beurteilt sein, und die Frage Cui bono? geht ihn als solchen nichts an. Um so mehr aber müssen wir, denen vaterländische Kultur am Herzen liegt, diese Frage stellen, und je unmoderner dieser Gesichtspunkt ist, um so nachdrücklicher muß er zur Geltung gebracht werden, und um so anerkennenswerter ist es, daß Adolf Bartels im Kampfe gegen eine ästhetisierende Zeitströmung die letzten Werte und Ziele nicht aus dem Auge verliert. Wenn ich im Folgenden erhebliche Einwendungen gegen seine Ausführung dieses Grundsatzes erhebe, so hindert dies nicht die Anerkennung, daß ich seinen Standpunkt als den überlegenen würdige, und die Mannhaftigkeit, mit der er dafür eintritt, ehre.

Allerdings — ich werde seiner literar-historischen Arbeit und kritischen Tätigkeit selten recht froh. Mögen seine kraftbewußte Art, sein naives Selbstbewußtsein, sein anmutiger Stil einiges dazu beitragen, die Hauptsache liegt doch darin, daß ich jenen großen Grundsatz nationaler Kultur bei ihm ins Alldeutsch-Antisemitische verengt finde.

Bleiben wir zunächst bei dem Antisemitischen stehen. Der Einfluß des Judentums in unserem Geistesleben, in unserer Dichtung und Literaturgeschichte ist außerordentlich viel größer, als es das Zahlenverhältnis der Juden erwarten ließe. Die Juden haben vielfach eine Art der Empfindung, die von der der Deutschen verschieden ist; und schließlich, der Geist des modernen Sensationalismus, Literarischen Geschäftsbetriebes, Erotismus und Skeptizismus hat oft in Juden seine Träger. Es folgt daraus, daß die Judenfrage in unserer geistigen Kultur eine sehr ernste ist und daß es dringend nottut, sich demgegenüber immer wieder auf die Aufgaben einer sittlichen deutschen und menschheitlichen Kultur zu besinnen. Aber in allen drei Punkten, die ich oben als Grundlage der Erörterung voraussetzte, zeigt Bartels eine gefährliche Verengung und Einseitigkeit.

Die Überzahl der Juden hat in unserer geistigen und dichterischen Leistung denn doch auch Werte aufzuweisen. Gegen diese vervollendet sich, verstaat sich Bartels, wenn er z. B. das „Literarische Echo" als ganz und gar den jüdischen Interessen dienend darstellt oder den ihm selber an Geist überlegenen Eduard Engel „nichts weiter als einen Notizenkramer" nennt. Das ist unsinnig und ungerecht. Für die Bedeutung der Juden auf dem Gebiet der deutschen Literatur ließen sich Namen genug nennen: Gundolf mit seiner tiefen Goethemonographie ist Jude, und Walter Flex ist Halbjude.

Zweitens die Verschiedenheit deutschen Empfindens von jüdischem. Die These setzt zunächst eine Einheit des deutschen Empfindens voraus, die bei unserem aus verschiedenen Rassen gemischten Volke nicht so starr aufzufassen ist, wie es Bartels tut, und sie setzt eine Unfähigkeit des Orientalen voraus, an deutscher Kultur positiv fördernd mitzuarbeiten, die gleicherweise vor der Wirklichkeit nicht besteht: Ernst Lissauer, Julius Bab z. B. sind Juden. Sodann ist diese Verschiedenheit nicht bloß auf die Minusseite zu setzen: der Jude bringt auch wertvolle Eigenschaften mit, die unsere deutsche Art bereichern können; an ästhetischem Feingefühl z. B. sind Richard M. Meyer und Gundolf unserem Adolf Bartels doch recht überlegen.

Wenn wir drittens oftmals Juden als Träger zersetzenden modernen Geistes finden, so gilt es, hier den Kampf aufzunehmen. Allerdings nicht nur gegen jüdisches, sondern auch gegen deutsches Gift. Es ist ein alter Irrtum der Taktik, die eigene Sache in ihrer idealen Verklärung, die Gegner in ihrer lebendigen Wirklichkeit gegenüberzustellen. Adolf Bartels, der, auf die Juden weisend, sein Wort mit dem Wort schließt: Hic niger est, hunc tu, Germane, caveto, neigt nicht nur zu diesem Irrtum, sondern auch noch dazu, den Gegner zu verzerren. Wenn ihm z. B. Paul Schlenthers Theaterleitung nicht gefällt, so sagt er, dieser habe das Wiener Burgtheater „so gut wie ein Jude" geleitet; wenn er Gustav Meyrink scharf ablehnt — ich stimme ihm dabei zu — so stellt er dessen ehrenwörtlicher Versicherung, kein jüdisches Blut in den Adern zu haben, die Behauptung eines Fr. Rauschenberg gegenüber, Meyrink sei der uneheliche Sohn einer jüdischen Schauspielerin. Ob sich diese Behauptung auf Tatsachen oder auf ordinären Klatsch gründet, darüber kein Wort. Für deutsch halte ich diese Kampfesweise nicht. Über Alfred Kerr genügt doch die Bemerkung nicht, daß er nicht aus der Sphäre der Hanswurstposse herauskomme, und Walter Flex verdient eine höhere Wertung als die kargen Worte: „Das Urteil über ihn geht noch auseinander. ... Ein Eigner ist er wohl kaum, aber er hat ernst gestrebt."

„Daß ein Jude kein deutscher Dichter werden kann, und daß ein Deutscher, der mit den Juden geht, sein Bestes verliert, steht für so beschränkte Leute, wie wir Deutschvölkischen sind, ja nun freilich fest", sagt Bartels einmal (3, S. 63), und damit kommen wir auf seinen nationalpolitischen Standpunkt, dessen Tragik allerdings die fanatische Beschränktheit ist. Es ist schmerzlich, heute, wo nationale Einigkeit und Selbstbesinnung so bitter not tun, eine Bundesgenossenschaft mit Adolf Bartels ablehnen zu müssen. Zwei Beispiele, eines auf politischem Gebiet und eins auf literarischem, mögen diese Beschränktheit belegen. „In bürgerlichen Kreisen aber", sagt er 3, S. 202, „ist der alte Liberalismus noch immer nicht überwunden, dessen einziges Bestreben es von jeher war, die Herrschaft des Kapitalismus, auch des bedenklichsten Spekulationskapitalismus, zu erhalten." Solches Urteil ist an Oberflächlichkeit und Verzerrung schwer zu über-

bieten. Sodann auf literarischem Gebiet: von Karl Spitteler urteilt Bartels, daß wir Reichsdeutschen nach der Erfahrung, die wir mit ihm im Weltkriege gemacht, wenig Veranlassung hätten, für ihn einzutreten. Sein Verständnis für Spittler ist denn auch recht kümmerlich; aber da er an Spittelers Bedeutung nicht zweifelt, so sollte die ethische und dichterische Größe des Werkes Spittelers trotz dessen Ungerechtigkeit gegen das kämpfende Deutschland für Bartels genug Veranlassung sein, für ihn einzutreten.

So stehen seinem Urteil allerlei Schranken entgegen. Dafür entschädigen umfassende Kenntnis, die allerdings für die Gegenwart sich zum Teil mit einer Aufhäufung ungesichteten Stoffes begnügt, Gruppierung nach festen Richtlinien und ein Verständnis für das Echte, Gesunde und Tüchtige in der Dichtung. Im Einzelnen ließe sich hier manches abweichende Urteil begründen, z. B. wundert mich, daß er Paul Heyse etwa doppelt so viel Raum zuerteilt wie Wilhelm Raabe, der doch heute ganz anders lebendig ist, aber das Einzelne ist ja hier nicht ausschlaggebend.

Alles Lebendige wächst in Rinden, hat wohl Harnack gesagt. Der Bartelssche Geist wächst in einer besonders harten Borke. Möge er unserer ästhetisierenden, frivolen, nationalzerfahrenen Zeit ein Zuchtmeister zu höheren Werten sein, die dann auch die Kraft geben werden, das Engherzige und Einseitige in ihm zu überwinden und zu ergänzen. Gerhard Heine

Narren und Helden. Von Waldemar Bonsels. Frankfurt a. M., Rütten und Loening 1923. 263 S.

Waldemar Bonsels spinnt hier als weitere „Notizen eines Vagabunden" seine Lebensdarstellungen fort, die uns aus der Welt der Philister, aus dem Hergebrachten, Flachen und Beschränkten zu einer Welt des Starken und Ursprünglichen, der Tiefe und Freiheit führen sollen. Diese Idee entfaltet er in zwei Erzählungen. In der einen läßt er den Adel seelischer Hoheit aus der Gestalt eines kindlich-kindischen Dorfschulmeisters von ungeschicktem Gebaren herausleuchten, eines Menschen, der in Bettlerkleidern ein Königskind ist; in der andern malt er eine in Halbdunkel gehaltene seltsame Atmosphäre des Verbrecher- und Dirnentums: diese Atmosphäre wird zugleich als die Stätte unverlogenen Eigenlebens, sinnenstarker Triebe und frohsinnigheiterer Unschuld dargestellt, wo das Heiligtum des lebendigen Lebens, das in der bürgerlichen Welt des schalen Tugendlandes vertrocknet, sicher behütet und verwaltet ist.

Bonsels verfügt über bestrickende Reize des Stiles, die allerdings durch eine starke Neigung zum Schwulst und zur Manier beeinträchtigt werden. Die Hauptfrage aber ist die, ob seine Darstellung ethisch der großen Idee gerecht wird. Diese Frage ist leider zu verneinen. Die Gestalten jener Welt, wo man sich mit „Aas" tituliert, wo die „Geliebte" frühmorgens mit einem Fußtritt fortgeschickt und ein gefährlicher Feind nachts ertränkt wird, sind im Grunde trotz einiger Einschränkungen der Gegenstand der Verherrlichung. Weit entfernt von dem Ernst, mit dem etwa Goethe solche Stoffe behandelt, malt Bonsels seine Verbrecher und Dirnen auf den Goldgrund der alten Heiligen. Und wenn er einmal seinen Helden auf dem Kirchhof zwischen zwei Gräbern eine Liebesnacht mit einer Zigeunerin feiern und beim Morgenlicht auf einem Grabkreuz die Worte lesen läßt: „Ihr sollt nicht meinen, daß ich euch vor dem Vater verklagen werde ...", so tappt er mit ehrfurchtsloser Hand in ein heiliges Gebiet hinein und ruft den Wunsch wach, er möchte seine Anschauungen von Sexualität lieber nicht an die Jesusgestalt anknüpfen. Das große Thema des Ineinander von „Sinnenglück und Seelenfrieden" darzustellen, fehlt seiner Kunst doch schließlich die Weihe, und der Gegensatz zwischen Zivilisation und wahrer Kultur mischt der Feierlichkeit seiner Prophetenrolle etwas ungewollt Selbstparodistisches bei. Bonsels hat einst die Hoffnung erweckt, daß seine Kunst sich zur Darstellung der harmonischen Einheit sinnlich geistiger Werte entwickeln werde; diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Gerhard Heine

Verschiedenes

Bitte. Einer von den Armeniern, die in Deutschland Theologie studiert haben, ein Stipendiat des „Notwendigen Liebeswerkes", ist in Not. Er hat aus Tiflis und Eriwan vor den Bolschewisten flüchten müssen und ist mit seiner Familie nach Deutschland gekommen. Die Besserung unserer Valuta hat ihm, der sich durch Korrespondenz für auswärtige Blätter mühsam durchbrachte, seine Einnahmen so verringert, daß er seinen beiden Kindern, Sohn von 13, Mädchen von 12 Jahren, nicht mehr die deutsche Erziehung geben kann, die er als begeisterter Anhänger deutscher Kultur — er war in Tiflis Vorstandsmitglied des deutsch-armenischen Kulturvereins — ihnen wünscht. Gäbe es Freunde in Städten mit höheren Schulen, die seine Kinder in ihr Haus aufnähmen? Noch besser wäre es, wenn die Eltern die Kinder bei sich behalten könnten. Wir brauchen für ihren Unterhalt und ihren Unterricht monatlich 80 Mark. Wer hilft mit? Gaben erbeten auf Postscheckkonto Pfarrer Stier, Frankfurt a. M. 15 442, Stichwort „Armenien". Stier

Des Jüngers Glaubensbekenntnis. Unter dieser Überschrift steht im Christian Register 1923 zu lesen:

Der Verfasser des folgenden Glaubensbekenntnisses, schwer bedrückt durch die heutigen, sich immer schärfer zuspitzenden Kirchenstreitigkeiten, vertiefte sich in die alten Fassungen des Bekenntnisses und überzeugte sich, daß weder das sogenannte Apostolische Glaubensbekenntnis, noch das nicänische irgendwie das Leben Christi erwähnen. Beide beziehen sich nur auf seine Geburt und seinen Tod und enthalten kein Wort von seiner Liebe, seiner Barmherzigkeit, seiner Lehre und seinen Taten. Der Verfasser fühlte sich getrieben die Geschichte Jesu und die Kernpunkte des Christentums anstatt in nicänischer Fassung mit den Worten des Neuen Testamentes wiederzugeben. Er nannte sie: Des Jüngers Glaubensbekenntnis:

Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater, Schöpfer des Himmels und der Erden, in dem wir leben, weben und sind; und an Jesus Christus, seinen Sohn, unseren Herrn, geboren von Maria und getauft vom Heiligen Geist; der versucht wurde gleichwie wir, doch der Versuchung widerstand; der alle Menschen zur Buße aufrief und zu seiner Nachfolge in der Liebe zu Gott und dem Nächsten; der mit seinen Jüngern umherzog und Gutes tat; der den Menschen den Vater verkündete, die Kranken heilte, den Mühseligen und Beladenen Frieden gab und die Botschaft vom Reiche Gottes auf Erden predigte. Er wurde verfolgt und gekreuzigt; sein Geist aber erstand zum Leben und lebt und wirket in Ewigkeit.

Ich glaube an den Heiligen Geist der Wahrheit, den Tröster, der den Menschen die Wege zu Gott zeigt und uns in alle Wahrheit leitet.

Ich glaube an die Heilige Kirche der Jünger und Freunde Christi, welche diese Wahrheit, diesen Frieden und diesen Willen zum Guten der ganzen Menschheit geben wird; an die Gemeinschaft der Heiligen und an ein ewiges Leben.

Eine Eingabe an den englischen Premierminister von Mitgliedern der Unitarischen und frei christlichen Friedensvereinigung und Pfarrern der unitarischen Kirche in England:

Wir die Unterzeichneten möchten ergebenst Ihre Aufmerksamkeit auf den folgenden Aufruf lenken.

Ein großer Teil des deutschen Volkes leidet unter einer Hungersnot, die in erster Linie durch die Besetzung deutschen Gebietes durch Franzosen und Belgier und die daraus folgende Einmischung in die deutsche Industrie verursacht worden ist. Wir fühlen, daß die jetzige hilflose Lage des deutschen Volkes nicht allein dem Sieg der französischen und belgischen Heere, sondern zum großen Teil der Hilfe der russischen, amerikanischen und britischen Armeen und Flotten zuzuschreiben ist, und daß es daher unsere Pflicht ist, dafür Sorge zu tragen, daß unsere militärischen Unternehmungen nicht ausgenutzt werden, einen Feind zu vernichten, der unter Bedingungen, die jetzt vergewaltigt werden, die Waffen niedergelegt hat.

Es liegt uns völlig fern, vorzuschlagen, die britische Regierung solle drohen oder in der Verteidigung des hungernden deutschen Volkes irgend Gewalt gebrauchen. Im Gegenteil, wir schlagen vor, daß die britische Regierung durch ihre Flotte, wenn Teile derselben für diesen Zweck verfügbar sind, oder durch Handelsschiffe Korn, Fleisch, Butter und andere Lebensmittel aus überseeischen Ländern auf Staatskosten herbeibringen läßt und diese Lebensmittel unverzüglich den Deutschen zustellt, indem sie sie nach deutschen Seehäfen, aber auch nach den Häfen schiffbarer deutscher Flüsse schickt und sie als freie Gabe dem deutschen Volke zustellt. Wir denken, daß ein solcher Beweis werktätiger Liebe die Aufrichtigkeit der britischen Regierung in ihrem Wunsche, Frieden und Versöhnung in Europa herzustellen, beweisen würde. Wir glauben auch, daß im Vergleich zu der Größe und dem hohen sittlichen Wert des Werkes, das wir im Auge haben, die Kosten nicht übermäßig sein dürften. Wir denken etwa, daß während des Winters Nahrungsmittel im Werte von etwa 10 Millionen Sixpence unseren schwerbetroffenen Brüdern geschickt werden sollten.

(Bis 7. 1. von 62 Pfarrern unterzeichnet, also unter der Regierung Baldwin; weitere Unterschriften werden noch erwartet.)

Aufruf des Deutschen Protestantenvereins. Die drückende wirtschaftliche Lage unseres Volkes zwingt alle Stände und Klassen zu schweren Opfern und hat es leider auch unvermeidlich gemacht, wertvolle soziale Errungenschaften der Vergangenheit preiszugeben. Um so ernster wird aber für alle evangelischen Christen die Verpflichtung, soziale Gesinnung zu pflegen und sich der Verantwortlichkeit gegenüber dem Volksganzen und allen seinen Teilen bewußt zu bleiben.

Es muß in Wort und Tat Alles vermieden werden, was verletzend und verbitternd wirkt und binnen kurzem zu neuen schweren Erschütterungen unsres Volkslebens führen würde.

Es gilt Alles zu tun, daß die schwierigen Fragen des Wirtschaftslebens nicht vom Standpunkte der Macht oder des Klassenkampfes behandelt, auch nicht mit kaltem bürokratischen Schematismus angefaßt, sondern im Geiste der sozialen Rücksichtnahme und Brüderlichkeit gelöst werden.

Wir bitten alle kirchlichen Kreise, sich dieser Pflicht bewußt zu sein und in diesem Sinne das Volksleben zu beeinflussen.

Der Vorstand: Pfarrer Dr. Luther, M. d. R.

Moral der Presse. Ein Gegenstand, dem die „Partei der Guten" in allen Parteien eine ganz andre Aufmerksamkeit schuldig wäre, ist die Moral der Presse. Ich finde zwar, daß wir im allgemeinen auf unsre deutsche Presse stolz sein dürfen. Es steckt viel solide Arbeit und ernste Absicht drin, wie sehr Solidität und Ernst durch die Bedingtheiten der Leistung andauernd gehemmt sein mögen. Aber es wird doch zuweilen so frech drauf los gesündigt, daß ein Schrei der Entrüstung dawider laut werden müßte. Was das brave Publikum dann schluckt und selbst von helleren Lesern ertragen wird, ist erstaunlich. Eine exemplarische Gemeinheit war es, als die Grenzland-Korrespondenz Nr. 38 vom 18. 2. (SW 68, Zimmerstraße 28, herausgegeben vom Nachrichtenbüro Deutscher Zeitungsverleger — man denke! — jetzt im vierten Jahrgang) die Nachricht verbreitete: drei deutsche Frauen hätten in London in einem Pazifistenklub erklärt: „daß die Franzosen zur Besetzung des Ruhrgebiets durch die Haltung der deutschen Industriellen gezwungen worden seien, daß sie also um deswillen keine Vorwürfe verdienten. Von ihrem, dem Standpunkt der deutschen Damen aus, sei es gleich, ob das Rheinland und das Ruhrgebiet unter deutscher oder französischer Kontrolle stehe. Die Hauptsache für sie sei, daß die deutschen Industriellen unter wirksame Kontrolle kämen." Die Sperrungen so in der Korrespondenz. Auf die Namen der drei Frauen kommt es uns nicht an (die Korrespondenz nennt sie: Fräulein Augspurg, Heymann und Böhm); jeder besonnene Deutsche sagt sich, wenn er das hört: Es ist so nicht wahr. Die Korrespondenz macht mit allem Raffinement einen spaltenlangen Artikel daraus, des Titels: Drei „edle" Frauen. Helfershelfer Poincarés. (Das Wort edle in Anführungszeichen und gesperrt.) Sie weiß aber noch mehr zu berichten: „Schon zeigen sich die Folgen. Die englischen Delegierten, die zur Teilnahme an dem Internationalen Frauenkongreß in Washington bestimmt waren, erklärten nämlich bereits, daß sie nunmehr darauf verzichten müßten (!) über den Ozean zu gehen, denn man könne ihnen nicht zumuten, in der amerikanischen Bundeshauptstadt gegen die französische Gewaltpolitik an Rhein und Ruhr aufzutreten, wenn deutsche Frauen dort (die Drei waren nämlich auf dem Wege nach Washington zu jenem Kongreß) den Standpunkt vertreten wollten, daß eine solche Gewaltpolitik gar nicht in Frage komme." Sehr begreiflich von den englischen Frauen! Und wir verhüllen unser Haupt und schämen uns für die deutschen Frauen. — Nein, man schreibt blutige Artikel, und unsre Presse druckt sie. Haben nicht viele unsrer Leser in ihren Blättern mit Entsetzen davon gelesen? — Zum Glück konnte man ja dem unlauteren Geschwätz nachgehen. Die Londoner Organisation der Women International Ligue for Peace and Freedom, die es wissen mußte, hat durch ihren Vorstand bezeugt: „Es ist kein Wort wahr an diesen gehässigen Erfindungen. Die deutsche Presse ist offensichtlich irregeführt worden. Der britische Zweig der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit schickt eine starke Abordnung (von uns gesperrt) nach Washington, die wie bisher für den europäischen Wiederaufbau eintreten wird. Die genannten deutschen Frauen haben immer loyal zu diesem Zwecke mitgearbeitet und haben immer mit der Internationalen Liga übereingestimmt in ihrer Verurteilung der Ruhrbesetzung." — Jetzt müssen wir uns wieder schämen. Nun können ja unsre Leser, sofern sie erst jene verleumderische Tatarennachricht irgendwo vorgefunden haben, die Probe darauf machen, ob sie ebenda auch die Berichtigung vorgesetzt bekamen. Gewiß werden einige Zeitungen sie gebracht haben. Aber selbstverständlich ist das leider nicht.

Auf dergleichen muß mehr geachtet und von unbeteiligter Seite energisch dagegen protestiert werden. Nicht immer liegt die Bosheit solcher Zeitungsmache so klar zutage wie hier. Wenn dieser Geist über unsere Presse Herr würde, das gäbe eine schlimmere Knechtschaft für unser Volk, als die äußere, die wir beklagen.

Wie schnell wir heute bereit sind, von politischen Gegnern das Verwerfliche zu glauben, dafür ein Beispiel noch aus der Kösliner Zeitung vom 11. 2. Dort wird der Reichstagsabgeordneten und Ministerialrätin Dr. Gertrud Bäumer nachgesagt, sie habe „an Teeabenden" eine Sammlung veranstaltet zum Bau eines Kinderheims für französische Kinder und für die zerstörten französischen Gebiete. Frauen, die sich deutsche Frauen nennen, hätten sogar „ihren Schmuck und andre Wertgegenstände" dafür hergegeben. Nun könnte ich mir wohl Gelegenheiten denken, wo von deutschen Frauen und Männern für Kinder im Reparationsgebiet geopfert wird. Aber darüber wollen wir jetzt nicht streiten. Genug, daß das alles schlechterdings aus der Luft gegriffen ist. Näher: aus der Luft der Berliner Untergrundbahn. Die Rednerin, die in einem Vortrage diese Geschichte den Köslinern erzählte, hat sie am 6. 1. in Berlin einem in der Untergrundbahn lautgeführten Gespräch abgelauscht; auf ihre Frage, ob es denn wirklich wahr sei, haben die das Gespräch führenden Damen versichert, es sei „traurige Wahrheit". Wer diese Damen aber waren, hat die Rednerin nachzufragen leider vergessen.

Das sind so zwei Beispiele, besonders deutliche gewiß, für tausendfach täglich sich wiederholendes Unrecht. R

Keine Mitteilungen. In Nr. 7/8 Sp. 117 Z. 37 v. u. ist zu lesen statt Dutzend von Jahren: Dutzend von Leben.

Die Leser unsrer Zeitschrift werden es mit der Redaktion freudig begrüßen, daß sie von jetzt an wieder in größerem Umfang erscheint: 3 statt 2 Bogen die Doppelnummer. Vorläufig muß es aber beim vierzehntägigen Erscheinen verbleiben. Die nächste Nummer kommt erst in drei Wochen heraus unter dem 10. April.

Die Chronik der letzten Nummer brachte die Nachricht, daß die theologischen Fakultäten Heidelberg und Tübingen den Licentiaten abgeschafft haben und nur noch den Doktor verleihen. Es ist unter den Fakultäten lange und viel darüber verhandelt worden, was das Richtige sei. Eine gewisse Abneigung gegen den Licentiatentitel behielt die Oberhand. Er schien unverständlich, unpopulär. Als ob das die wichtigste Tugend eines akademischen Grades wäre: denn um einen Grad handelt es sich und nicht um einen Titel. Es gibt Männer genug, die den „Lic." zu Ehren gebracht haben, so daß er wie ihr Eigenname wirkte: ich erinnere an Lic. Weber, oder unter Lebenden ist es z. B. Lic. Siegmund-Schultze, von dessen Lic. sich die Leute nicht trennen können, obwohl er längst D. ist. Ich halte den Heidelberg-Tübinger Beschluß für eine ganz unverdienstliche Selbstberaubung. Die theologische Fakultät sollte des Vorzugs froh sein, daß sie zwei Grade zu vergeben hat, und daß ihr D. trotz vielfacher Verschleuderung einen so ehrenvollen Klang hat in der Welt. Man darf ja sagen: Was liegt daran? Und Matth. 23, 8 steht geschrieben: „Ihr sollt euch nicht Rabbi nennen." Aber wenn das ernste Spiel der akademischen Würden einmal besteht, weshalb macht man mutwillig selber kaput, was noch Klang und Wert hat? In unsrer Zeit? Man hat da zu schwach einer Laune nachgegeben.

In dem Artikel Friedrichroda Nr. 7/8 ist sehr stark zum Ausdruck gekommen, daß unser „Heim" nur für Gesunde bestimmt sei. Man hat im Freundeskreise daran Anstoß genommen. Aber der Sinn ist doch der. Zwar ist auch der Kränkliche und, wenn die Stille des Hauses es begünstigt (je nach der Jahreszeit), auch der Kranke willkommen, wie in einer gesunden Familie gern ein leidendes Glied gehegt und gepflegt wird. Und der Unterschied von Kranken und Erholungsbedürftigen ist fließend. Aber unser Haus ist insofern kein Sanatorium und nur für Gesunde, als ein besondrer Anspruch auf entsprechende Verpflegung und Versorgung nicht erhoben werden kann. Da ist nicht Arzt noch Schwester. Es ist wie mit dem Ausschluß der Kinder. Es sind auch schon Kinder im Hause gewesen. Aber das Heim muß grundsätzlich eine Stätte großer Ruhe sein, wie sie nicht aufrechterhalten werden kann, wo Kinder zugelassen sind.

Zuweilen gleitet der Blick des Zeitungslesers wohl auch hinüber auf die Sport-Nachrichten. Entsetzen sich denn nicht unsre Seelen über die Wichtigkeit, die diesen Dingen beigemessen wird? (Womit gegen einen feinen Sport und gegen unser deutsches Turnen gewiß nichts gesagt sein soll.) Aber welche Verirrung und Verrohung! Auch die Frankfurter Zeitung muß da mitmachen und widmet dem Boxkampf Breitensträter-Samson immer neue Erwähnung, einmal eine halbe Spalte. Wie er ausgelaufen ist, vergaß ich zu verfolgen. Aber ich schließe aus diesem Zeitungsdienst, welche wahnsinnige Bedeutung jene unfruchtbaren Künste in unsern Großstädten und damit in unserm Volk gewonnen haben müssen. Jugendbewegung aller Stände und Parteien, komm und hilf!

Aber inzwischen haben wir ja nun die Reichstagswahl! R

Wöchentliche Chronik

Die türkische Nationalversammlung in Angora hat den von 50 Abgeordneten eingebrachten Antrag auf Absetzung des Kalifen und Abschaffung des Kalifats angenommen. Der Kalif mit Familie (32 Prinzen und 35 Prinzessinnen) ist aus der Türkei verbannt, hat Konstantinopel verlassen und in der Schweiz Zuflucht gefunden. Von Territet aus hat Abdul Medschid an die muselmanische Welt gegen den gottlosen Beschluß protestiert.

Laut Daily Expreß steht die Einigung des Papstes mit dem Staat Italien bevor. Der vatikanische Hügel wird ganz dem Papst zurückgegeben, für das Kardinalskollegium von Italien ein Palast errichtet. Der Völkerbund verbürgt die Unabhängigkeit des Papstes. FZ 195

Die Radiostation Champ de l'Air bei Lausanne organisierte eine tägliche Radiopredigt und hat dafür Pfarrer Amiguet in St. Jean, Cour bei Ouchy, gewonnen. Um 8 Uhr abends können alle Empfänger zuerst ein Lied hören, auf dem Harmonium der Sendstation gespielt, es folgt Text und Predigt, Lied und Segenswunsch schließt. Kfrd 5

Der Bund für Gegenwartchristentum (einschließlich Freunde der Christlichen Welt) hält seine Jahresversammlung in Frankfurt a. M. ab, 6. bis 8. Oktober. Der Evangelisch-Soziale Kongreß tagt 11. bis 13. Juni in Reutlingen; eine Zusammenkunft der Freunde der Christlichen Welt geht ihm voraus. Programm des Kongresses: Predigt Mahling), Ethik und Sozialpolitik (Raab), Die Wirkungen der Industrialisierung auf die Gemeinde (Cordes-Wilhelmsburg), Gegenwartsnöte und ihre Wirkungen auf das Familienleben

(Frau Glaue). Vorsitzender des Ortsausschusses Pfarrer Kappus in Betzingen-Reutlingen.

Die schwedische Akademie in Abo, Finnland, war bisher ohne theologische Fakultät. Durch eine Stiftung von 5 Millionen Finn. Mark ist ihre Errichtung in naher Zukunft möglich. Das ist um so wichtiger, als in der theologischen Fakultät in Helsingfors fast nur finnisch gelesen wird. Mehrere schwedische Pfarrämter in Finnland (auf den Aland-Inseln) sind seit Jahr und Tag unbesetzt.

Von Personen. Zur Jahrhundertfeier der Berliner Missionsgesellschaft wurden doktoriert von der Fakultät Berlin Missionsinspektor Wilhelm Gründler und Missionssuperintendent Hermann Schloemann, von Halle Missionsdirektor Knak, von Greifswald Missionssuperintendent Voskamp, von Königsberg Missionssuperintendent August Kolleker, Leiter des Predigerseminars in Kanion. Berufen: Prof. D. Frh. Hans v. Soden in Breslau für Kirchengeschichte nach Jena. Gestorben: Superintendent D. Albert Klingender in Kassel.

E St

Lehrgang zur Einführung in die Jugendkunde. In der Woche vom 7.—12. April ds. Js. findet im Rauhen Hause in Hamburg ein Lehrgang zur Einführung in die Jugendkunde statt, in welchem als Hauptthema das religiöse Seelenleben des Jugendlichen behandelt werden soll. Dabei gelangen folgende Einzelthemen zur Besprechung: 1. Allgemeine Psychologie des Jugendalters: Prof. Dr. Stern, Hamburg; 2. Die Psychopathologie des Jugendalters: Privatdozent Dr. Rittershaus, Hamburg; 3. Die religiöse Entwicklung im Jugendalter: Prof. D. Dr. Girgensohn, Leipzig; 4. Die Jugendbewegung und das religiöse Problem: Pastor Dr. Schreiner, Hamburg; 5. Hauptprobleme des Religionsunterrichtes: Hauptpastor D. Dr. Schoeffel, Hamburg; 6. Die Konfirmationsfrage: Prof. Lic. Dr. Reinhard, Hamburg; 7. Die Bedeutung des Religiösen in der Erziehung des Rauhen Hauses: Direktor Pastor Wilhelm Pfeiffer, Hamburg.

Alles Nähere über Arbeitsplan, Kosten und Unterbringung ist zu erfragen bei der Direktion des Rauhen Hauses, Hamburg 26.

Verantwortlich: Prof. D. M. Rade, Marburg a. L.

Perthes' Bildungsbücherei

dient dem Bedürfnis des Laien, sich über fremde Wissensgebiete, vor allem geisteswissenschaftlicher Richtung, für die er Neigung und Interesse verspürt, an der Hand eines unbedingt zuverlässigen Sachkundigen zu unterrichten. Die Sammlung ist aufgebaut auf der bisherigen Reihe „Hilfsbücher für Volkshochschulen", erweitert nun aber ihren Aufgabenkreis und stellt sich unbeschränkt in den Dienst des in allen Schichten des Volkes erfreulicherweise mehr und mehr zutage tretenden Wunsches zur Eindringung in die wirtschaftlichen, geistigen und seelischen Probleme der Gegenwart. Eine wichtige Aufgabe sieht die Sammlung gleichzeitig darin, Mitarbeiter zu gewinnen, die gewillt sind, abseits von Schema und Schablone sich mit dem allergrößten Taktgefühl an den unverbildeten Laien heranzutasten und seelische Begabungen zu lockern. Niemals kann durch ununterbrochenes Einimpfen von Tatsachen, Zahlen, Statistiken, durch trockene Vermittlung geistig noch so glänzend abgeschliffener Berichte die gegenwärtige Erziehungskrise gelöst werden, sondern nur durch Darbietung des aus dem Leben geborenen Wissens, das schlicht und doch umfassend zugleich sich darstellt und einzig und allein dem wahrhaft Bildungshungrigen als Speise bekömmlich ist.

Perthes' Bildungsbücherei wendet sich somit an Laien und Lehrer, an Empfangende und Gebende, zur wechselseitigen Durchbildung.

Über die **neuen Hefte** urteilt der Jenaer Professor **Heinrich Weinel** in der „Freien Volkskirche" folgendermaßen:

Diese neuen Hefte unter neuem Namen bilden den Auftakt zu einer Erweiterung des Unternehmens nach allen Seiten. Es ist nicht mehr nur die Höhenlage der Volkshochschulhörer eingehalten, sondern es werden gelegentlich höhere Anforderungen gestellt und es wird darum auch Eindringenderes gegeben. So etwa in der Einführung in die moderne Philosophie von Weinhandl. Hier findet man eine ganz knappe, aber allen wissenschaftlichen Anforderungen genügende Übersicht über die allerneuesten Schulen und Werke der Philosophie nach den verschiedenen philosophischen Teilwissenschaften der Erkenntnistheorie, Psychologie, Ethik und Metaphysik. — Auch die Einführung in die moderne Geschichtswissenschaft von Meister ist, wenn auch viel einfacher und allgemeinverständlich, doch im wesentlichen für solche geschrieben, die sich über die letzten Probleme der Geschichtsforschung, Geschichtsschreibung und Geschichtsphilosophie an der Hand der bedeutendsten Werke Klarheit verschaffen wollen, also über Probleme, die sich erst dem nahe legen, der wirklich denkend und nicht bloß aufnehmend Wert und Wesen der menschlichen Geschichte durchdringen möchte. Von Ranke bis Troeltsch und Spengler sind die Probleme auch geschichtlich durchgeführt und auf engem Raum eine Fülle von Tatsachen und Gesichtspunkten gegeben. — Für einen weiteren Kreis, etwa den der Volkshochschule, unmittelbar berechnet sind dagegen die beiden anderen Bändchen der Sammlung, von denen das eine über die „Verfassungen der außerdeutschen Staaten", ja auch gleichsam den zweiten Teil des „Hilfsbuchs" bildet, das, von den deutschen Verfassungen handelnd, aus der Feder desselben Schriftstellers stammt. Das kleine Werk gibt sehr klare, geschichtlich begründete und durch die geschichtliche Entwicklung verständlich gemachte knappste Übersichten über die Verfassungen, wobei es den denkenden Menschen aufs stärkste interessieren muß, daß es heute nur noch eine konstitutionelle Monarchie gibt, nämlich Japan, daß alle anderen Monarchien ebenso wie die Republiken parlamentarisch sind, und daß die Räterepublik Rußland gar kein wirklicher Volksstaat, sondern nur eine unbedingte Klassenherrschaft ist, die in ihrer eigenen Verfassung über sich hinaus auf eine spätere demokratische Verfassung hinweist. Ob dieses Stück Weltgeschichte nicht auch ein Weltgericht zeigt? Ob der Parlamentarismus wirklich so verächtlich ist und so abgewirtschaftet hat, wie unsere Zeitungen ständig behaupten? Freilich die verfassungslose Entwicklung in Italien und Spanien konnte das Buch noch nicht berücksichtigen. Die beiden Länder müßten an die Seite Rußlands gestellt werden; nur daß hier die Klassenherrschaft die einer anderen Klasse ist als dort; die Mittel der Gewalt und des Militärs, mit denen sie aufrecht erhalten wird, sind überall die gleichen. — Das vierte Heft endlich wird unsere Freunde am meisten interessieren. Es ist eine Darstellung und Auseinandersetzung mit der wissenschaftlichen wie mit der „gläubigen" Theosophie, zu der der Verfasser, der Leipziger Privatdozent Leisegang, mit Recht auch die Steinersche Anthroposophie rechnet. Gerade dieser ist das Heft besonders gewidmet und uns darum besonders wichtig. Dazu kommt, daß es uns Nichtanthroposophen zum erstenmal einen Einblick in die Steinerschen Geheimschriften und -vorträge gewährt. Einen Einblick, der erschütternd ist. Ich wünschte dieses Schriftchen in allen Händen; es ist jetzt ein Hauptmittel der Abwehr.

Lodernde Kampfschrift

von Professor D. Dr. E. Dennert

Die Wahrheit über Ernst Haeckel und seine Welträtsel

21.—23. Tausend. Mark 4.50

Wer diese Schrift gelesen hat, ist gefeit gegen Haeckels Schriften, namentlich seine Welträtsel mit ihren Fälschungen und ihrer sittlich und wissenschaftlich verwerflichen Kampfesweise.

Glauben und Wissen

E. Ed. Müllers Verlag (Paul Seiler), Halle/Saale

Komm, Schöpfer Geist!

Von Karl Barth und Eduard Thurneysen

geh. 2.80 geb. 3.60 halbl. 4.—

Unter dem, aus dem altchristlichen Kirchenlied entnommenen Titel, haben die beiden Hauptvertreter der neuesten eschatologischen Richtung in der protestantischen Theologie gemeinsam einen Band von 25 Predigten herausgegeben. Wer wissen will, wie diese Aufsehen erregende Theologie zur Gemeinde spricht, greife zu diesem Buch; er wird es mit großem Gewinn lesen, denn es ist eine machtvolle Gesamtanschauung, die daraus spricht. (Lic. Anz)

Friedrich Christoph Oetinger

Die heilige Philosophie

geh. 3.— geb. 3.80 halbl. 4.20

Aus Werken, Briefen, Aufzeichnungen ausgewählt und mit einem kritischen Nachwort versehen von Lic. Otto Herpel

Sorgfältige, von gründlicher Kenntnis zeugende Auswahl, die den äußeren und inneren Lebensgang dieses gedankentiefen und wahrhaft frommen schwäbischen Gottesgelehrten veranschaulicht, z. B. auch sein Verhältnis zu Bengel und zu Zinzendorf. Denk- und prüfungsfähige Leser können viel aus diesem tiefen, reichen Buche lernen, zumal da fleißige Anmerkungen und ein gründliches Nachwort das Verständnis des Einzelnen und des Ganzen fördert. (Stuttgarter evang. Sonntagsblatt)

Wilhelm Stählin

Advent 12 Predigten 1.20

Das Kreuz Christi 3 Vorträge 0.60

Stählins Gaben bereichern ungemein. Es wäre schade, wenn die Not der Zeit solche kostbare Darbietungen, die gerade für diese strenge, herbe Zeit so geeignet wie möglich sind, unbeachtet ließe. (Konsist.-Rat D. Dr. von Rohden)

CHR. KAISER VERLAG MÜNCHEN

Vorzugsangebot der von Prof. Lic. D. Glaue-Jena herausgegebenen Sammlungen **d. freien Christentums. Festpredigten.** 17 Bde. u. 5 Bde.

Kasualreden: Grabreden (nicht mehr einzeln!). Schulandacht. Konfirmations-, Trau-, Taufreden. Teilweise nur geringe Vorräte!)

Einzeln je 2.—, geb. 3.—; alle 22 Bde. auf einmal nur 30.—, geb. nur 50.— auch gegen 3 Quartalsraten durch **Krüger & Co., Leipzig 73,** Liebigstr. 9. (Ohne Inlandszuschläge.)

Die Dorfkirche

Monatsschrift für Kirche und Volkstum

Herausgeber Superintendent a. D. Pfarrer D. Hans von Lüpke

erscheint ab 1. April monatlich

dann auch wieder Postbezug

Bezugspreis 75 Pennig im Monat

Deutsche Landbuchhandlung, G. m. b. H.
Berlin SW 11.

Suche für Landwirtstochter, 18 J., Stellung als **Haustochter** in Stadt Mitteldeutschlands, am liebsten Pfarrer- oder Lehrerfamilie, wo geistige Anregung geboten wird. Zu aller Arbeit mit der Hausfrau zusammen bereit.

Pfarrer **Stier**
Schackstedt bei Sandersleben.

Pfarrstellentausch!
Biete: Bahn, Arzt, el. L., Nähe Berl. Suche: Ähnl., ev. Verwaltungsamt. Briefe unter **A. B. 100** an den Verlag

Wer liefert die vergriffenen Nummern 1923: 46/47 und 1924: 1/2 3/4 dem Theologischen Seminar Gießen, Bismarckstr. 16?

Sammlung Göschen

Unser Wissen in Einzeldarstellungen

Jeder Band 1.25 Goldmark

In bisher 880 Bänden umfaßt die bekannte Sammlung alle Gebiete der Wissenschaft und der Technik. Jeder, der sich aus beruflicher Notwendigkeit oder aus persönlichem Interesse rasch in ein Wissensgebiet einzuarbeiten wünscht, findet hier kurze, klare, doch streng wissenschaftliche Einführungen in jeden Zweig der Wissenschaft

Vollständiges Verzeichnis kostenlos durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag

Walter de Gruyter & Co.
Berlin W. 10, Genthinerstraße 38

Ein Hausschatz für die evangelische Familie

Tausend-Bilder-Bibel

Die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments

Verdeutscht von D. Martin Luther

Mit 1015 Bildern, wovon zahlreiche nach Meisterwerken christlicher Kunst

In Leinenband mit Golddruck und Rotschnitt M 30.—

Ein Meisterwerk ersten Ranges, das in bezug auf künstlerische Ausstattung das Beste bietet, was geboten werden kann. (Generalsuperintendent Pfeiffer in Kassel.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin

Zur Konfirmation:

LEUCHTE

Gedanken und Gedichte von Arndt, Bonus, Claudius, Eckehart, Fichte, Goethe, Harnack, Kayserling, Lagarde, Lhotzky, Luther, Morgenstern, Nietzsche, Oeser, Rittelmeyer, Schleiermacher, Troeltsch u. a.

Karton M. 1,—.
Geschenkband M. 2.25
VERLAG GERHARD MERIAN, Berlin-Zehlendorf-B.

Schwestern-ausbild. mit Gehalt, Staatsexam., Anstellung in Krankenhaus u. Gemeinde bietet der **Hess. Diakonieverein** Rückp. Darmstadt, Martinstraße 79 Pfarrer Guyot.

Hausschuhe
Militärtuch und Ledersohle
Größe 24—29 Mk. 1.10
Größe 30—35 Mk. 1.30
Größe 36—42 Mk. 1.50
Größe 40—46 Mk. 1.80

Spangenschuhe
aus neuem Segeltuch, Lederkappe, Ledersohle
Größe 23—27 Mk. 2.—
Größe 28—35 Mk. 2.20
Größe 36—42 Mk. 2.50
Versand ab hier gegen Nachnahme.
Schuhvertrieb Lauffen Nr. 215 a. Neckar.

Dr. 4ling Seife
Hersteller: J. Kron, München
Unerreicht in Duft und Güte
Die preiswerte Toilettenseife von wunderbar mildem Schaum und entzückendem Duft!

Gaben fürs Leben!

Schleiermachers Briefwechsel
in neuer Form mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Heinrich Meisner

Die in den drei Bänden vereinigten, großenteils bisher unbekannten Briefe Schleiermachers sind freimütige persönliche Bekenntnisse, wertvolle Zeit- und Kulturdenkmäler und zugleich einzigartige poetische Schöpfungen. Möchten viele nach Ruhe und Erfrischung dürstende Seelen sich an ihrer wundersamen Kraft und unvergänglichen Schönheit erbauen!

„Schleiermacher ist unter unseren großen Briefschreibern einer der ersten, ein Virtuos." *Literarisches Echo*

Friedrich Schleiermachers Briefwechsel mit seiner Braut
Mit zwei Jugendbildnissen Schleiermachers / 2. Auflage

„Eine der wundervollsten Gaben, die Briefliteratur überhaupt nur bieten kann! Das Buch wird zum Erlebnis, dessen Stärke mit jedem Briefe wächst." *Deutsche Rundschau*

Schleiermacher als Mensch
Sein Werden
Familien- und Freundesbriefe 1783—1804 / Mit 3 Bildern

„Das Buch kann ein Laienbrevier werden, besonders auch für deutsche Frauen." *Kölnische Zeitung*

Schleiermacher als Mensch
Sein Wirken
Familien- und Freundesbriefe 1804—1834 / Mit 1 Bild

„Das seltene und reife Werk, das der Verlag aufs beste ausgestattet hat, findet gewiß viele dankbare Leser." *Bücherwelt*

Preis jedes Bandes in Halbleinen Gm. 10.—
in Halbpergament oder Halbleder Gm. 14.—

VERLAG FRIEDRICH ANDREAS PERTHES A.-G.
GOTHA-STUTTGART

Aufsergewöhnlich vorteilhaft!

No. 29 **Ungebleichtes Baumwolltuch** leichte feinfädige Ware . . . . . per Meter **57 Pfg.**
No. 30 **Ungebleichtes Baumwolltuch** prima, fast unverwüstlich . . . . . per Meter **88 Pfg.**
No. 31 **Hemdenflanell** fast unzerreißbar, aus erstklassigen Garnen . . . . . per Meter **88 Pfg.**
No. 32 **Hemdentuch** weiß gebleicht, erstklassige, vorzügliche Qualität . . . . . per Meter **95 Pfg.**
No. 33 **Bettzeug** geblümt, prima, in reizenden Mustern . . . . . per Meter **98 Pfg.**
No. 34 **Blaudruck** solide Ware . . . . . per Meter **75 Pfg.**

Versand sofort per Nachnahme von 10 M. an; von 20 M. an portofrei. Wenn nicht entsprechend, bezahle ich den Betrag zurück.
Josef Witt Fabrikation u. Versand **Weiden 682 Oberpfalz.**
Aeltestes und größtes Versandgeschäft der Art in der Oberpfalz.

Am 8. März 1924 entschlief sanft nach langem, geduldig ertragenen Leiden mein geliebter Mann, unser treuer Vater und Großvater

D. Arnold Köster
Pastor an der Erlöserkirche in Borgfelde.

In tiefer Trauer
Agnes Köster geb. Refardt
Johannes Köster und Frau und die Enkelkinder.
Hamburg 25, Bürgerweide 29, I.

In der Kirchengemeinde Duisburg ist eine

Pfarrstelle
sofort zu besetzen.

Meldungen von im Pfarramt stehende, erfahrenen Bewerbern sind erbeten an das **Ev. Gemeindeamt**, Kuhlenwall 19, welches gerne nähere Auskunft erteilen wird.

Das Presbyterium der evangel. Gemeinde Duisburg.

25 j. Dame, Lyzeumsbildung, erfahren im Haushalt, Nähen und Handarbeiten, bisher im elterlichen Hause tätig, sucht zum 1. Mai oder später **passenden Wirkungskreis.** Am liebsten Rheinland oder Westfalen. Familienanschluß Bedingung. Gehalt nach Übereinkunft. Angebote erbeten unter **Nr. 13** an den Verlag.

Junger Philologe (Lehramtspraktikant) sucht irgendeine **Stellung** in seinem Fach oder auch im Buchhandel, Verlag oder Ähnlichem. Angebote an **Theodor Bischer, Mosbach** (Baden), Kirchenplatz 4.

Cand. min.
ordinationsfähig, sucht Stellung, am liebsten im Gemeindedienst. Auskunft und Empfehlung gibt
Lic. Dr. **G. Diettrich**
Berlin NW. 87, Wicleistraße 33.

Zum 15. April oder 1. Mai suche ich für meine Braut Aufnahme in einem Pfarrhause (gerne ohne Dienstmädchen). Kenntnisse in allen Hausarbeiten, Nähen u. Schneidern vorhanden. Angebote mit Gehaltsangaben (jedoch bei vollem Familienanschluß) erbeten an
cand. theol. **Lüders,**
Hamburg 23, Peterskampweg 35, II.

Rhein. Westf. Diakonieverein
Köln-Mülheim, Düsseldorferstr. 53.
Auf gr. höh. Schulbildg **unentgeltl. Ausbildg.** und Berufsstellung als ev. Diakonieschwester i. Kranken-, Gemeinde-, Jugend- und Wohlfahrtspflege. Aufn. April u. Oktober. Unser **Erholungsheim** Honnef/Rh. Wilhelmstr. 8 bietet Freunden des Vereins Aufenthalt z. mäß. Preisen. **Gaben** u. Beiträge dr. erbeten auf Postscheckt. Köln 63512 H. O. Jügen, Köln-Mülheim, Deutz-Mülheimerstr. 216.

Schiele, Religion, 5 Orig.-Bde., neu, geg. Höchstgebot zu verk. Ang. u. H. 2a. d. Verlag.

Gemeinschaftsstätte
Schloß Elgersburg zieht um!
Ab 1. April sind Gäste willkommen in
Berchtesgaden-Schönau
im Mooslehen.
Emil Engelhardt.

Monatlich zwei Doppelnummern — Im Inland monatlich zu beziehen durch alle Postanstalten, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland für den Monat April: Goldmark 0.80; im Auslande für das Vierteljahr April — Juni und zwar: Amerika Dollar 0.80; Dänemark Kr. 3.60; England sh 3/2; Finnland Marka 20.—; Frankreich mit Elsaß, Belgien und Luxemburg Frcs. 10.—; Holland Gulden 2.—; Japan Yen 1.60; Italien Lire 12.—; Jugoslawien Dinar 56.—; Norwegen Kr. 4.—; Oesterreich Kr. 52000.—; Schweden Kr. 2.80; Schweiz (Postscheckkonto Zürich Nr. VIII. 1851) Frcs. 4.—; Spanien Peseten 4—; Tschechoslowakei Kr. 18.—; alle übrigen Länder wie Schweiz in Schweizer Franken; Porto nach dem jeweiligen Posttarif. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile Goldmark 0,15, bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) Goldmark 0,10. Größere Anzeigen nach besonderem Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 2422.
Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha-Stuttgart — Auslieferungsort Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 10. April

Dieser Nummer liegt ein **Prospekt von Eugen Diederichs Verlag, Jena,** über **Werke Max Thalmanns** bei, um dessen angelegentliche Beachtung gebeten wird.